aus: Gmünder Heimatblätter 3, 1930, S. 27-30, S. 44-48, S. 49-52, S. 91-93

Straubenmüller Johann, Schulmann u. Dichter, geb. Gmünd 11. Mai 1814, gest. im November 1897 in Neuyork. Er war als Lehrer in Stuttgart, Gmünd und Horb tätig, beteiligte sich 1848 an der revolutionären Bewegung und wanderte 1852 nach Amerika aus. In Baltimore nahm er eine Lehrer- und Organistenstelle an der dortigen St. Michaelsgemeinde an.

Strobel Georg, geb. 1735 in Wallerstein, gest. in Gmünd 1792. Zeichenlehrer daselbst. Zwei Seitenaltargemälde in der Franziskanerkirche und viele Porträts aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rühren von ihm her. Strobel war der erste Lehrer an der 1777 in Gmünd errichteten Zeichenschule.

Stütz Wenzel Alois, Dr. med., philosophisch gebildeter Arzt und Schriftsteller in Gmünd, geb. daselbst 28. Sept. 1772, gest. 12. Mai 1806. Stütz wurde 1797 zweiter Stadt- und Landphysikus und wechselte im Jahr darauf diese Stelle mit Kehringer, der bis dahin erster Stadt- und Landphysikus war. Stütz erfand eine neue Kurart des Wundstarrkrampfes, mit der er auch überraschende Heilerfolge erzielte. 1801 veröffentlichte er im „Gmünder Wochenblatt" zwei Aufsätze über die Kuhpockenimpfung, mit der er bei seinem Kind den Anfang machte.

Sybolt Konrad, 1422 Vikar an der Pfarrkirche zu Gmünd, dann Pfarrer, von 1427 Bischof von Chur.

Untersee Adolf, Stadtschultheiß, tit. Oberbürgermeister von Gmünd, das. geboren 26. November 1842, gest. 29. Nov. 1893, studierte Rechtswissenschaft, war als junger Jurist im Staatsdienst tätig und ließ sich 1872 als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder. 1876 wählte ihn der Oberamtsbezirk Laupheim in die Kammer der Abgeordneten, der er bis zu seinem Tod angehörte. In mehreren Kommissionen entwickelte er eine sehr geschätzte, hervorragende Tätigkeit. Als Politiker stand er auf dem katholischen Standpunkt. 1877 wurde er zum Stadtschultheißen gewählt, 1886 erhielt er als solcher den Titel eines Oberbürgermeisters. Die Kanalisierung der Stadt, die Trottoirisierung, die Regulierung alter und Anlegung neuer Straßen, die Errichtung zweier Schulhäuser, die Restauration der Stadtpfarrkirche, die Erweiterung der Fortbildungsschule, der Neubau des sogenannten Waisenhauses, die Erwerbung der Gasfabrik durch die Stadt fallen in seine Amtszeit. Die Projekte der Wasserleitung und der Ledergassenregulierung wurden unter ihm vorbereitet. Vom König wurde ihm der Friedrichsorden 1. Klasse verliehen.

(Schluß folgt)

Michael Grimm

Verfasser der „Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd"
Gedruckt 1867 bei Ils in Gmünd
Von Albert Deibele

Michael Grimm spielt in der Gmünder Heimatgeschichte durch die Herausgabe seiner Chronik eine wichtige Rolle. Für die damalige Zeit bedeutet Grimms Arbeit eine beachtenswerte Leistung. Es ist viel eigenes Studium in

ihr. Zahlreiche Werke wurden benützt, und selbst nicht ohne weiteres zugängliche Quellenschriften verwendet. Sodann schöpfte Grimm aus der Ueberlieferung, die namentlich von den letzten Jahren der Reichsstadtherrlichkeit und der Zeit des Ueberganges an das Haus Württemberg zu seiner Zeit noch recht lebendig gewesen sein muß. Und gerade diese Kapitel sind die frischesten und wertvollsten. Welch feiner Kopf Grimm war, erhellt aus der Art und Weise, wie er seine Quellen benützte. Mit kritischem Verstand siebte er sorgfältig, schied das Wahrscheinliche von dem Unwahrscheinlichen, schilderte das Erwiesene als zutreffend und führte — ein Zeichen seines gewissenhaften Arbeitens — meistens die Quellen an, aus denen er geschöpft hat. Lehrreich für Grimms Schaffen ist mir besonders die Behandlung der Uranfänge von Gmünd. Er hat für diese Kapitel neben Debler und Crusius auch die Arbeiten von Pfarrer Rink in Böhmenkirch (Geschichte usw. der Reichsstadt Schwäb. Gmünd 1802) und des Stadtphysikus Werfer in Gmünd benützt (Medizinische Topographie der Stadt Gmünd, 1813). Grimm lehnt aber die falschen und schiefen Gedankengänge Rinks, die dieser teilweise von Lyrer von Rankweil übernommen hat, vollständig ab und erkennt mit scharfem Blick als das Wahrscheinlichste die Entstehung der Stadt Gmünd aus einer fränkischen Klostergründung, und dies wird heute wohl allgemein angenommen. Wenn ihm auch nicht das Erstgeburtsrecht an dieser Meinung zukommt, denn er entnimmt seine diesbezüglichen Ausführungen wörtlich Werfers „Topographie", die ihrerseits auf Rink fußt, der sie wiederum aus Beatus Rhenanus entnommen hat, so wundert uns doch das Geschick, mit dem sich Grimm durch den Wust der Gründungssagen hindurchgefunden hat. So bedeutet Grimms Werk für die Heimatgeschichte Gmünds eine Großtat und für seine Zeit eine recht beachtenswerte Leistung. Es wundert uns deshalb nicht, daß Grimm schon unzähligemale aus- und abgeschrieben worden ist, leider häufig ohne Quellenangabe, und auch in neuester Zeit tauchen in den Tageszeitungen immer wieder heimatkundliche „Studien" auf, bei denen die Vaterschaft Grimms unschwer festzustellen ist.

So verdient es also Grimm, daß er in Gmünd, dem er einen Großteil seiner freien Zeit gewidmet hat, der Vergessenheit entrissen wird. Ich habe keine Mühe gescheut, über Grimm noch zu sammeln, was zu erhalten war. Die wenigen Personen, die Grimm gekannt haben, habe ich aufgesucht und in allen Akten, die nur irgendwie etwas von Grimm enthalten konnten, nachgeforscht. Von den schriftlichen Nachrichten über Grimm führe ich besonders an: die Schulstellenakten von Niederhofen bei Leutkirch, Haid bei Saulgau u. Kißlegg im Allgäu (bei der kath. Oberschulbehörde in Stuttgart), die Akten der Taubstummenanstalt in Gmünd, die Pfarrakten von Oberbettringen und Leutkirch. Mündliche und schriftliche Nachrichten verdanke ich seinen Verwandten in Unterbettringen, Gmünd, Neuhausen a. F., Ulm, Cannstatt, Wiesensteig und Buchau, sowie Kollegen in Kißlegg, Leutkirch und Ulm. Das Ergebnis meiner Nachforschungen sei hiemit gegeben:

1. Michael Grimms Vater: Michaels Eltern waren einfache Bauersleute. Der Vater, Josef Grimm (geb. 10. 8. 1786), stammte von Hussenhofen aus der Wirtschaft z. Kreuz. Die Not stand an seiner Wiege. Sie machte ihn aber auch

fähig, im Lebenskampf mit harten Fäusten zuzugreifen. Es muß ein schmucker Bauernbursche gewesen sein; denn nicht weniger als 17mal mußte er im Gelben Haus zu Hussenhofen als Brautführer auftreten. Dies erzählte er mit behaglichem Schmunzeln selbst noch im höchsten Alter. Aber trotzdem fand er die Erwählte seines Herzens nicht in der Heimatgemeinde, sondern im nahen Unterbettringen. Dort heiratete er die Weberswitwe Maria Rieg, die ihm einen Sohn aus erster Ehe mitbrachte. Dieser Stiefsohn wurde später eine zeitlang Mahlknecht auf der Zeiselmühle in Gmünd und hat von da an den Uebernamen Mahlbudel erhalten. Unter diesem Hausnamen sind seine Nachkommen heute noch in Oberbettringen bekannt. In Unterbettringen bewohnte Josef Grimm das Haus an der Hauptstraße, das heute dem Postboten Bernhard Barthle gehört. Durch seine Heirat war er zu einer gewissen Selbständigkeit gelangt; aber es ging auch jetzt noch hart her. Wie oft erzählte er seinen Kindern und Enkeln von den schlechten Jahren 1810 bis 20. Da gab es manchmal bloß Wickenbrot und gekochte Brennesseln; aber der häusliche Friede war zu Gaste, und der sättigt bekanntlich mehr als jede Speise. Sparsamkeit in einer Art und Weise, wie sie heute kaum mehr bekannt ist, herrschte in dem Hause und dazu harte Arbeit von früh bis spät. So gelangte die Familie Grimm allmählich zu einem kleinen Wohlstand und konnte sich aus der Hinterlassenschaft des bekannten Dr. Kehringer (Siehe Heimatblätter Jahrg. 1930, Nr. 1) das Klarenberggut (37 Morgen) erwerben. Damals war das Gut hauptsächlich mit Hopfen bestanden und hieß deshalb nur der Hopfenberg. Unter diesem Namen ist es heute noch im Mund der ältesten Bewohner von Bettringen. Grimm führte die Hopfenwirtschaft zum größten Teil weiter. Die ganze Familie mußte tüchtig mitarbeiten. Pachtgüter wurden noch dazu erworben, und schließlich konnten die letzten Schulden getilgt werden; und dies, trotzdem die Familie sich allmählich stark vergrößerte. Außer dem Stiefsohn wurden noch 9 Kinder geboren, von denen 2 im jugendlichen Alter starben. Zwei Söhne, Michael und Franz Xaver, wurden Volksschullehrer. An die drei Söhne Franz Anton, Johann Baptist und Franz Josef wurde später das elterliche Anwesen geteilt. Ein Sohn, Petrus, ging zum Postfach über, und die einzige Tochter Ottilie heiratete in Herlikofen einen Witwer namens Geiger und wurde dadurch die Stiefmutter von Frau Schneidermeister Funk hier.

Josef Grimm genoß großes Ansehen in seiner Heimatgemeinde. Es war ein außergewöhnlich großer Mann, dem der gute Humor nie ausging. Dabei war er ein ausgezeichneter Erzähler. Gerne berichtete er von dem Durchmarsch der Franzosen durch Hussenhofen, bei welchem Anlaß er Napoleon gesehen hatte. Aus den Berichten seines Vaters wird wohl auch Michael Grimm manches in seine Schilderungen aus der Franzosenzeit unserer Heimat aufgenommen haben. Mit 80 Jahren arbeitete Josef Grimm noch ungebrochen bei den landwirtschaftlichen Arbeiten mit. Dann aber nahm langsam die Sehkraft ab. Von seinen Enkeln geführt, streifte der nimmermüde Mann immer noch durch die Güter, die er mit saurem Schweiß erworben hatte, oder ging in die Kirche nach Bettringen. Strenge Religiosität war ein Grundzug seines Herzens. Selbst im höchsten Alter noch, als er schon vollständig erblindet war,

wallfahrtete er, von einer Enkelin geführt, auf den Salvator. Ihn hatte er besonders ins Herz geschlossen. Als die Kinder noch kleiner waren, mußten sie ihn stets begleiten; denn er suchte ihnen die Religion nicht nur mit Worten, sondern auch durch die Tat zu lehren. An der alten Tracht hielt er zäh fest. Lederhose, rote Weste und Dreispitz trug er bis an sein Lebensende. So ist er uns auch auf der Fotografie erhalten, die aus seinen letzten Lebensjahren stammt. Sie gibt uns zugleich ein lebhaftes Bild von der verschwundenen Tracht in der Gmünder Umgebung. Am 19. Jan. 1876 starb der Rimmermüde, 90 Jahre alt, an Altersschwäche.

2. Die Mutter Michael Grimms: Michaels Mutter Maria geb. Friedel war 1789 zu Unterbettringen als die Tochter des Ahlesbauern geboren. Ihre erste Ehe mit dem Bauern und Weber Johann Georg Rieg endete 1814 nach noch nicht ganz 2 Jahren durch den Tod ihres Mannes, der „einem hitzigen Fieber, das in der Gegend herrschte", erlag. Noch im selben Jahr schloß sie ihre 2. Ehe mit Josef Grimm. Es leben noch Leute, welche diese Frau gekannt haben. Uebereinstimmend wird sie von allen als eine starke, stattliche Frau mit goldenem Humor geschildert. Ihre liebste Unterhaltung war das Spielen mit ihren Kindern. Wenn die Buben recht tollten, wenn sie allerlei kindliche Streiche anstellten, dann lachte ihr Mutterherz. Großen Jubel erregte es jedesmal, wenn sie Weidenruten schnitt und daraus „Gertenwaagen" flocht. Diese Arbeit sollen die Mütter in Unterbettringen übrigens bis auf den heutigen Tag noch ausüben. Religiosität, strenge Rechtlichkeit, vor allem aber Sparsamkeit waren Wesenszüge von ihr. Wenn sie z. B. nach Gmünd ging, warteten die Kinder sehnsüchtig auf ihre Rückkehr. Dann brachte sie jedesmal einen Wecken mit, brach ihn in 6 Teile auseinander und gab jedem Kind ein Stück, und die Kinder waren zufrieden und dankbar. Am 9. Februar 1857 starb die wackere Frau am Schlag. Nicht zuletzt hat die Familie Grimm dieser prächtigen Frau ihren Aufstieg aus den bescheidensten Verhältnissen zu verdanken. Sie hat in ihrem Leben die große Kunst verstanden, mit Wenigem Freude zu machen und um ihre Person Glück und Zufriedenheit zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt)

Ueber das Pfarrdorf Unterböbingen

Von Regierungsrat a. D. Marquart in Ludwigsburg

Das heutige Pfarrdorf Unterböbingen bildete in alter Zeit einen Kondominalort, in welchem mehrere Grundherren Besitzungen und Untertanen hatten, auch Hoheitsrechte ausübten. Der Ort Unterböbingen war in früheren Tagen teils Württembergisch, teils Gmündisch teils Edelmännisch, d. h. es gehörte ein Teil dem Ortsadel — den Schloßherren von Böbingen oder Bäbingen (Volksmundart heute noch). Diese adeligen Herren verkauften ihren Adelsitz samt ihren Untertanen, d. h. ihren ganzen Anteil am Dorf Unterböbingen an das Kloster St. Stefan in Augsburg und dieses wieder an das fürstliche Stiftskapitel Ellwangen. Letzteres besaß ehedem das Schloß in Unterböbingen, und dieses ehemalige Ellwangensche Schlößchen ist das heutige

Nachtrag

Durst Josef Anton, Oberlehrer, geb. 5. Dez. 1816 in Pfauhausen OA. Eßlingen, gest. 2. Sept. 1910 in Gmünd. 1834 bis 1836 Zögling des hiesigen Lehrerseminars, bis 1845 Unterlehrer in Laupheim, von 1845 an in Gmünd mit Ausnahme der Jahre 1853 bis 1859, die er als definitiver Lehrer in Munderkingen zubrachte, finden wir ihn bis 1. Juni 1888 in unserer Stadt tätig. Am 1. Juni 1888, also mit 72 Jahren, trat er in den Ruhestand. Durst gehörte zu den hervorragendsten Lehrern des Landes, ein Mann unermüdlicher Arbeit, der ernsten Lebensführung und tiefer Religiosität. Er erfreute sich gleicher Hochschätzung von Schülern und Eltern. 1853 wurde ihm die Ausbildung von Präparanden übertragen. 1872 bis 1888 war er Vorstand des hies. Lehrerinnenseminars im Nebenamt. Er war erfolgreicher Mitarbeiter von pädagogischen Zeitschriften, wobei er insbesondere für die Anschaulichkeit des Unterrichts eintrat. 1860 wurde er für eine diesbezügliche Arbeit preisgekrönt. 1881 wurde ihm vom König die goldene Verdienstmedaille verliehen. 1886 verlieh ihm die Stadt, als erstem, das Ehrenbürgerrecht. Mit Rektor Pirkalar, Stadtpfarrer Pfitzer, Professor Haug, Oberlehrer Mayer und Möhler war Durst eifrig an der Gründung des Unterstützungsvereins der kathol. Lehrer beteiligt.

Müller Konrad, Oberlehrer, geb. am 30. Sept. 1847 in Schelklingen, gest. in Gmünd 7. Sept. 1920. Von seinen 47 Dienstjahren widmete er 43 seiner Lehrtätigkeit der Stadt Gmünd, 21 Jahre wirkte er auch an der einstigen Präparanden- und Aspirantenanstalt, sowie viele Jahre als Vorstand des Lehrerinnenseminars. Seine Schule war eine Musterschule. Er beteiligte sich auch am öffentlichen Leben seiner „zweiten Vaterstadt Gmünd", wie er sie nannte. Er hatte eine seltene Rednergabe und war literarisch sehr viel tätig. Als langjähriger Sekretär und zweiter Vorstand des Handels- und Gewerbevereins, dem er ein ganzes Menschenalter seine Arbeitskraft und seinen Rat geliehen hatte, war er von allen seinen gewerbetätigen Mitbürgern hochgeschätzt.

Michael Grimm

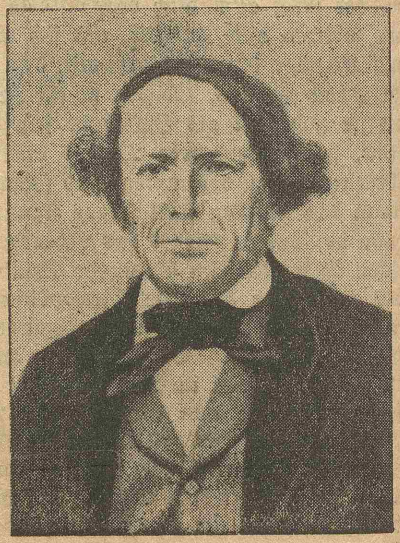
Verfasser der „Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd"
Gedruckt 1867 bei Ils in Gmünd
Von Albert Deibele

8. **Michael Grimm.** Aus dieser glücklichen, einfachen Bauernfamilie stammte Michael Grimm. Er wurde den 21. Oktober 1821 zu Unterbettringen geboren. Vom Vater hatte er die Unternehmungslust, von Mutter und Vater das gutmütige Herz. Es ist ein Erbstück der Familie Grimm geblieben. Leider ist Michael Grimm das Glück Zeit seines Lebens nicht hold geblieben. Michael war ein großer, starker, untersetzter Mann mit breitem, glatt rasiertem Gesicht, aus dem noch das Bauernblut unverfälscht hervorsah.

In seiner Jugend besuchte er die Volksschule zu Oberbettringen, die damals keineswegs auf der Höhe war. Die Gemeinde besaß zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal ein Schulhaus. Ein Mann ohne jede Vorbildung unterrichtete in seinem Wohnzimmer über hundert Schüler. Man denke sich 100 Schüler, dazu noch die 4 kleinen Kinder des Lehrers, in einer kleinen, niedrigen Bauernstube! Auf Drängen des sehr verdienstvollen Pfarrers Vogt wurde dann wenigstens ein Schulsaal erstellt und bald darauf das jetzige alte Schulgebäude erbaut. (1825). In diesem erhielt Grimm seinen ersten Unterricht. Viel kann aber dabei nicht herausgekommen sein; denn der alte Lehrer wird geschildert als „ein Mann ohne Religion und gute Sitten, dem Trunk ergeben, seinem Amt untauglich, der Gemeinde eine Last und dem Seelsorger ein Kreuz." Es war höchste Zeit, daß das Gmünder Seminar (gegründet 1825) allmählich vorgebildete Lehrer in das Land hinausschickte. 1835 kam Grimm nach Gmünd, um sich auf den Volksschullehrerstand vorzubereiten. Es war damals Vorschrift, daß die Schüler zuerst einem „Musterlehrer" übergeben wurden. Dieser mußte sie in den Grundfächern tüchtig ausbilden und sie nebenbei als Helfer in seiner Schule verwenden. Grimm hatte das Glück, in Musterlehrer Dreher einen der tüchtigsten Leute des Volksschullehrerstandes zu bekommen, und sicherlich dankt er gerade diesem vortrefflichen Mann den größten Teil seiner Kenntnisse. Drei Jahre blieb er bei Dreher. Dann besuchte er 1838/40 das Lehrerseminar (das heutige alte Seminar). Ueber seinen Aufenthalt im Gmünder Seminar konnte ich nichts erfahren. Im Mai 1840 erstand er die erste Dienstprüfung und kam schon im Juni desselben Jahres als Lehrgehilfe nach Iggingen, und — ein Beweis für seine Wertschätzung durch seine Vorgesetzten — am 9. Februar 1842 an die Taubstummen- und Blindenanstalt in Gmünd. Hier wirkte er bis zum 17. Mai 1843. Stadtpfarrer Wagner von Gmünd, der Vorstand der Anstalt, spricht in einem Schreiben an die kathol. Oberschulbehörde von „seinen (Grimms) guten Anlagen und Vorkenntnissen," sowie von seiner „vorzüglichen sittlichen Aufführung." Doch fühlte sich Grimm um diese Zeit nicht recht behaglich im Volksschullehrerstand. Er war nämlich vollständig unmusikalisch, und da der Kirchendienst damals den Lehrer ernähren mußte, so hatte er, dem bei der 1. Dienstprüfung die Befähigung zur Uebernahme des Organistendienstes abgesprochen worden war, wenig Aussicht, auf eine ordentliche Stelle befördert zu werden. Darum trägt er sich auch in der Taubstummenanstalt in Gmünd mit dem Gedanken, seinen Beruf zu wechseln und zum Realfach überzugehen. Stadtpfarrer Wagner unterstützt sein diesbezügliches Gesuch und hält es für richtig, daß er „bei fast gänzlichem Mangel an Musikanlage seiner Bestimmung für die Volksschule entsage." Das Gesuch Grimms wird von seiner Oberbehörde genehmigt. Da aber in der Zwischenzeit eine Unterlehrerstelle an hiesiger Anstalt frei wird, gibt Grimm seinen Plan, ins Realfach überzutreten, auf, und bewirbt sich um diese Stelle. In einer Taubstummenanstalt hatte ja der Mangel an musikalischem Gehör nichts zu sagen. Stadtpfarrer Wagner gibt ihm zu seiner Bewerbung folgendes ehrenvolle Zeugnis: „Grimm hat sich bisher durch gutes Betragen ausgezeichnet und auch als Lehrer Befriedigendes geleistet. Das Verfahren beim Taubstummenunterricht

hat er nach seinen verschiedenen Seiten kennen gelernt. Seine musikalischen Anlagen und Kenntnisse sind aber unzureichend." Da aber für diese Unterlehrerstelle ein anderer Bewerber vorgesehen war, wird Grimm von Stadtpfarrer Wagner als Aufseher in ein Waisenhaus „mit bestem Grunde" empfohlen. Daraufhin bekommt Grimm am 17. Mai 1843 eine Stellung als Aufseher am Waisenhaus in Weingarten; aber schon im Juli desselben Jahres bewirbt er sich um eine Unterlehrerstelle an der Taubstummenanstalt in Zürich. Aber auch hier ist ihm das Glück nicht hold. So bleibt er als Aufseher (Unterlehrer) in Weingarten bis zum 1. Juli 1853. Während seiner Weingartner Zeit erstand er die 2. Dienstprüfung mit 3A, was angesichts der

Agathe Grimm geb. Pfleghar
geb. 6. Mai 1831, gest. 1910



Michael Grimm
geb. 21. Okt. 1821, gest. 6. April 1877

damals überragenden Bedeutung der Musik für ihn eine befriedigende Leistung war. Oberinspektor Weber vom Waisenhaus in Weingarten urteilt über ihn: „Grimm ist geistig sehr gut begabt und besitzt mit alleiniger Ausnahme der Musik in allen Elementarfächern sehr wackere Kenntnisse. Seine Lehrgabe ist zwar nicht glänzend, doch immerhin mittelgut zu nennen, der Stand der ihm anvertrauten Klasse befriedigend. Sein Karakter hat viel Gutmütiges und Gefälliges. Aufrichtigkeit ist ein hervorstechender Zug in demselben. Gegen seine sittliche Aufführung liegt nicht das mindeste Nachteilige vor." Auf Grund dieses äußerst günstigen Zeugnisses erhielt Grimm 1853 die Filialschulstelle in Niederhofen bei Leutkirch. Doch nicht allein zog Grimm nach Niederhofen. Er brachte seine junge Frau Agathe mit, eine ge-

borene Pfleghar aus Weingarten, Tochter eines Metzgers und Wirts (geboren 6. Mai 1831). Sie war ihm am 17. Oktober 1853, einen Tag vor seinem Aufzug in Niederhofen, angetraut worden. Und nun richten sich die beiden Leutchen in der kleinen Lehrerwohnung ein, die aus einem heizbaren Zimmer und zwei Kammern besteht. Ein kleines Gärtchen gibt das nötige Gemüse. Die Schule wird von 70 Werktags- und 30 Sonntagsschülern besucht. Da Grimm weder Mesner- noch Organistendienste zu leisten hat, ist er ganz auf den schmalen Jahresgehalt von 260 Gulden angewiesen. Bald zog das Leid in das Lehrerhaus ein. Die beiden ersten Kinder, zwei Knaben (geb. 1854 und 1855), sterben wenige Tage nach der Geburt. Zur Freude der Eltern aber bleiben die beiden nächsten Kinder am Leben. Es ist dies der Sohn Karl Albert (geb. 1856) und die Tochter Berta (geb. 1857). Da nun seine Frau zu kränkeln anfängt und das rauhe Klima in Niederhofen nicht vertragen kann, bewirbt sich Grimm um die Schulstelle Haid bei Saulgau. Die Ortsschulkommission stellt ihm „das beste Zeugnis" aus, und so erhält Grimm denn auch diese Stelle, mit 300 Gulden Einkommen und freier Wohnung. Am 21. Juli 1858 zieht er daselbst auf. Doch scheint er nicht allzu glücklich auf dieser Filialschule gewesen zu sein; denn schon im 2. Jahr stellt er das Gesuch an seine Behörde, auf seine Kosten im benachbarten Saulgau wohnen zu dürfen. Er begründet seine Forderung folgendermaßen: „Bei mir ist schon seit meines Hierseins meine Schwiegermutter zur Unterstützung meiner kränkelnden Frau. Dieselbe ist schon wohl auf Jahren und möchte gern an einem Ort sein, wo sie die Kirche täglich besuchen könnte. Es liegt nun im Interesse meiner ganzen Familie, wenn ich nach Saulgau zöge." Der Beibericht seines Schulinspektors aber läßt die wahren Gründe seines Bittgesuches durchscheinen. Es heißt da: „Gegen die Bitte Grimms weiß der Schulinspektor nichts zu erinnern, da er dem Bittsteller zutraut, er werde von Saulgau aus die Schule in Haid ebenso gewissenhaft besorgen, wie bisher. Zudem könnte er diesfalls von der Geistlichkeit streng überwacht werden, würde daselbst die Lebensmittel wie Milch, Schmalz, Butter, Eier, die in Haid entweder gar nicht oder um teures Geld aus reiner Gnade der Bauern zu haben sind, viel besser bekommen, und so sein Leben in jeder Beziehung besser werden." Doch trotzdem wurde sein Bittgesuch abgelehnt, da „Haid eine Lehrerwohnung habe."

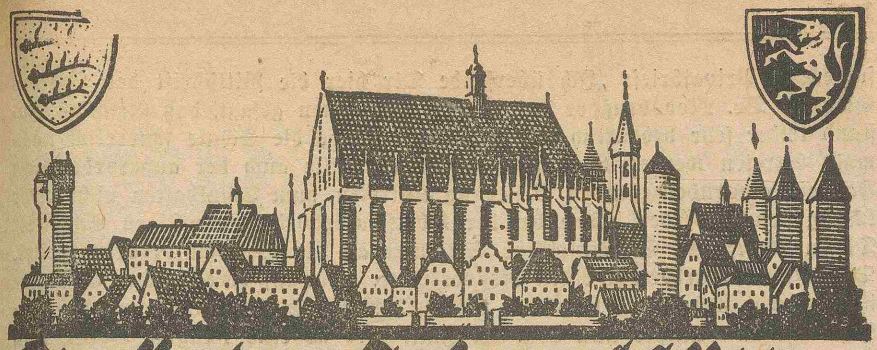
So blieb Grimm also nichts anderes übrig, als zum Wanderstab zu greifen. Seine 3. und letzte ständige Anstellung erhielt er zu Kißlegg im Allgäu. Dort zog er am 30. September 1862 auf eine neu errichtete Schulstelle auf. Er hatte die Elementarklasse und die Gewerbeschule zu übernehmen. Kurz nach seinem Aufzug wurde ihm sein letztes Kind, Franz, geboren. Bald hatte Grimm mit einer heimtückischen Krankheit zu kämpfen, die ihn bis zu seinem Tod nicht mehr verließ. Schon 1865 liegt ein ärztliches Zeugnis von Dr. Meßner in Wolfegg vor, nach dem Grimm „infolge eines Brechruhranfalls an Magen und Leber leide", und Dr. Moosbrugger in Kißlegg bestätigt Grimm, daß er seit längerer Zeit an Leber und Milz, an entzündlichem Magen, sowie an Darmkatarrh leide. Beide Aerzte raten Grimm eine Bade- und Trinkkur in Cannstatt an. Grimm unterzieht sich dieser Kur schweren Herzens; denn bei einem Gehalt von 340 Gulden jährlich sind für ihn die

Kosten kaum erschwinglich. Von nun an beginnt denn auch für Grimm, um die steigenden Kosten für seine Krankheitsbehandlung aufzubringen, ein Kampf ums nackte Leben. Krampfhaft sehen wir ihn bemüht, sich Nebenverdienste zu verschaffen. Zuerst versuchte er es mit Weinhandel, hatte aber damit kein Glück. Dann gründete er einen Kaufladen mit all den vielerlei Waren, die auf dem Land gebraucht werden. Daneben suchte er durch kleine Bankgeschäfte, durch Geldvermitteln und -ausleihen sich weiteren Verdienst zu sichern. Dieses aber wurde der finanzielle Untergang der Seinen. Und als ob er spürte, daß seine Kräfte nicht mehr lange ausreichen dürften, legte er sich immer neue Arbeiten auf. Für die Bauern schrieb er Bittgesuche aller Art an das Oberamt, an die Schultheißenämter, an das Militär usw.; aber trotz alledem wollte es nicht vorwärts gehen. Nun versuchte er es mit der Schriftstellerei. Zuerst erschien ein kleines Bändchen im Selbstverlag: „Versuch einer historisch-statistischen Beschreibung Kißleggs samt seiner Umgebung. 1864." Er wird kaum auf seine Rechnung gekommen sein. Für uns aber ist diese Schrift bedeutungsvoll, weil sie uns zum erstenmal die Arbeitsweise Grimms zeigt. Er benützt eine ganze Anzahl von Quellenschriften, die er gewissenhaft verzeichnet, und die nicht immer leicht zugänglich sind. Wichtiges scheidet er mit sicherer Hand von Nebensächlichem. Sprachlich ist das kleine Werkchen eine nette Leistung, besonders wenn wir die elenden Schulverhältnisse zu Grimms Jugendzeit ins Auge fassen. Fürwahr, Grimm mußte ein Talent gewesen sein, das weit über das Mittelmaß hinausreichte. Er, der arme Dorfschullehrer, der wegen seiner mangelhaften musikalischen Begabung auf den am schlechtesten bezahlten Stellen herumziehen mußte, hatte als einer der ersten die Bedeutung der Heimatforschung und der Heimatgeschichte erkannt, sie praktisch betätigt und manches der Nachwelt gerettet. Erst volle 60 Jahre später ist die Erkenntnis von der Bedeutung der Heimatforschung allmählich Allgemeingut der Schulen geworden. Noch eine größere Aufgabe stellte sich Grimm, als er die Chronik von Gmünd schrieb. Sie erschien 1867 im Selbstverlag des Verfassers und hat ihm sicherlich keinen Gewinn eingetragen. Diese rastlose Tätigkeit zehrte Grimms Kräfte vollends rasch auf. Ueber fortlaufende Einzelheiten sind wir nicht mehr unterrichtet, da seine Personalakten längst vernichtet sind. Doch geben die Schulstellenakten von Kißlegg immerhin einigen Aufschluß. Am 24. April berichtet Grimm nach Stuttgart, daß sein Gesundheitszustand schon längere Zeit nicht mehr normal sei, so daß es ihm recht sauer angekommen sei, das Wintersemester zu beenden. Zu seiner Erholung erhält er einen Urlaub vom 24. Juni bis zum 29. Juli. Er muß aber kurz vorher ebenfalls längere Zeit beurlaubt gewesen sein; denn er mußte die Stellvertretungskosten selber bezahlen. Dies fiel ihm natürlich recht schwer, da die neue Badekur in Cannstatt, der er sich unterziehen mußte, ihn über 100 Gulden kostete, trotz „der größten Sparsamkeit".

(Fortsetzung folgt)

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. — Satz u. Bildschmuck durch die Rems-Zeitung



Gmünder Heimatblätter

HERAUSGEGEBEN vom HEIMAT u. VERKEHRSVEREIN SCHWÄBISCH GMÜND

Nr. 7/8 **Gmünd,** Juli/August 1930 **3. Jahrgang**

Michael Grimm

Verfasser der „Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd"
Gedruckt 1867 bei Ils in Gmünd

Von Albert Deibele

(Fortsetzung und Schluß)

Der Erfolg der Kur muß aber nicht durchschlagend gewesen sein; denn schon am 23. Nov. 1872 liegt ein neues ärztl. Zeugnis von Dr. Moosbrugger vor, in welchem Grimm die „Anlage zu einer Leberkrankheit" bestätigt wird. Und nun hören die Gesuche um Stellvertretung nicht mehr auf. Der schwer kranke Mann ist kaum mehr in der Lage, seine Schule zu versehen. Am 25. Februar 1875 schreibt er, daß er schon letzten Winter so kränklich gewesen sei, daß er seinen Berufsgeschäften kaum habe nachgehen können. Nun aber sei er so leidend, daß er unmöglich in die Schule könne. Er bittet wiederum um 2 Monate Krankheitsurlaub. Sein Schulinspektor legt dem Gesuch Grimms folgenden Bericht nach Stuttgart bei: „Grimm ist seit einigen Jahren mehr oder weniger leidend, so daß es sich in kurzem um seine Pensionierung handeln dürfte." Das ärztliche Zeugnis Dr. Moosbruggers aber lautet: „Grimm leidet schon längere Zeit an Oedem der Lunge, Schweratmigkeit und Appetitlosigkeit. Da diese Krankheitserscheinungen Folgen eines in letzter Zeit wieder mehr hervortretenden chronischen Leberleidens sind, so ist die Hoffnung eines zu erzielenden Heilerfolgs vor allem dadurch bedingt, daß er auf längere Zeit von seiner Dienstleistung dispensiert wird." Trotzdem wurde ihm diesmal ein Urlaub nicht genehmigt. Daraufhin stellt Dr. Moosbrugger am 8. Mai 1875 folgendes Gesundheitszeugnis aus: „Gesundheitszustand nicht nur nicht gebessert, sondern jetzt eine unbestimmt lange Zeit Urlaub nötig." Pfarrer Bischofberger von Kißlegg sendet an Schulinspektor Stemmer in Wangen

folgenden Privatbrief: „Ich übersende Dir hier die Bittschrift des Lehrers Grimm. Dr. Moosbrugger hat mir im Vertrauen gesagt, daß Grimms Zustand leider sehr bedenklich sei, und daß derselbe die Schule schwerlich nochmals betreten werde. Jedenfalls werde er, sollte auch der außerordentliche Fall einer vorübergehenden Besserung eintreten, zum Schulhalten nicht mehr kräftig genug werden. Tue bei der Oberschulbehörde die nötigen Schritte!" Diesen Brief gab Schulinspektor Stemmer an die Oberschulbehörde weiter. Daraufhin bekam Grimm einen Stellvertreter, aber auf seine Kosten. Er mußte ihm jährlich 412 Mark bezahlen, bei 1037 Mark Einkommen keine Kleinigkeit! Grimm benützte nun vom 30. Juni 1875 ab eine 14tägige Badekur in Friedrichshafen „ohne wesentlichen Erfolg". Die Akten schweigen nun über Grimm bis zu seinem Tod. Er scheint das Schulzimmer nicht mehr betreten zu haben. Freitag 6. April 1877 starb er im Alter von 55 Jahren, 5 Monaten und 15 Tagen. Die Beerdigung fand am 9. April nachmittags um ½3 Uhr in Kißlegg statt. Die Todesnachricht nach Stuttgart begleitet Schulinspektor Stemmer mit dem Beifügen, daß Grimm „bis zu seinem Tod in friedlicher Ehe gelebt habe."

Die Witwe mit ihrer kleinen Pension stand in traurigen Verhältnissen da. Zwei Söhne studierten. Der eine wurde Rechtsanwalt und starb als solcher in Urach. Der andere wandte sich dem Postfach zu und starb als Oberpostsekretär in Ulm. Die einzige Tochter Berta starb als Braut im Alter von 24 Jahren (1881). Grimms Witwe wehrte sich, so gut es ging; aber sie war den Geschäften, die ihr Mann eingeleitet hatte, nicht gewachsen. So erlitt sie Verluste auf Verluste. Wohl sprangen die Kinder ihr später bei, so gut sie konnten; ja, sie opferten ganze Vermögen. Das Unheil aber war nicht mehr aufzuhalten, und so kam das Geschäft der Witwe Grimm 1902 in den Konkurs. Arm und verachtet kehrte die seelisch gebrochene Frau Kißlegg den Rücken, siedelte nach Unterbettringen über, zog 1907 zu ihrem Sohn nach Neu-Ulm, mietete sich aber später ein eigenes Zimmer in Ulm. Sie starb 1910 an einer Lungenentzündung und liegt auf dem Friedhof in Ulm begraben. Ihr größter Schmerz im Alter war, daß es ihr unmöglich gewesen war, ihre Gläubiger zu befriedigen. Das Gebet war ihr einziger Trost. Jeden Morgen ging sie nüchtern in die Frühmesse. Diese Frau hat ein gehäuftes Maß von herbem Leid erfahren. Vier Kindern hat sie ins Grab sehen müssen. Ihren Gatten hat sie frühzeitig verloren. Den Wohlstand ihrer Familie sah sie zusammenstürzen, und selbst ihre Ehre wurde von ihren Gläubigern in den Schmutz gezogen, Grund genug, um mit der schwer geprüften Frau inniges Mitleid zu haben. Manche gaben ihr die Schuld an dem finanziellen Zusammenbruch. Es mag sein, daß Grimm ihn hätte aufhalten können. Es ist ihr schon zum Vorwurf gemacht worden, sie habe über ihre Verhältnisse hinaus gelebt. Wenn wir aber das geringe Einkommen von Grimm betrachten und uns daran erinnern, daß ein großer Teil des Einkommens durch Krankheitskosten aufgezehrt worden ist, daß er ferner viele Monate lang einen Stellvertreter zu bezahlen hatte, so lag der erste Grund der finanziellen Zerrüttung sicherlich nicht bei ihr. Als Wirtstochter hatte sie sich allerdings etwas feinere Umgangsformen angeeignet, und sie soll sich namentlich in jungen Jahren sehr

anmutsvoll benommen haben. Dies ist ihr denn auch nach ihrem Unglück falsch ausgelegt worden. Wer aber die stille Dulderin in ihren letzten Lebensjahren gekannt hat, der mußte Hochachtung vor dieser Frau haben, der das Unglück ihres Hauses am Herzen nagte, die es aber mit stiller Größe trug.

Ueber Michael Grimm haben wir bis jetzt meistens die Akten reden lassen. Es leben aber auch noch Leute, die ihn persönlich gut gekannt haben. Von allen wird er als liebenswürdiger Mann und guter Gesellschafter geschildert. An seiner Heimat hing er mit allen Fasern seines Herzens. Häufig besuchte er Gmünd und dann zugleich auch die Verwandten auf dem Klarenberg und in Unterbettringen. Eine Nichte von ihm, Julianna Hägele, die noch hochbetagt in Unterbettringen lebt, erinnert sich seiner noch sehr gut. Es war immer eine große Aufregung unter der Kinderschar, wenn der „Herr Vetter" zu einem Besuch kam, denn stets brachte er eine ganze Kette roter Würste mit, ein seltener Leckerbissen für die Kinder. Der noch nicht lange hier verstorbene Schlossermeister Grimm soll sich bei einem solchen Besuch einen unfreiwilligen Spaß geleistet haben. Er wurde von seinem Vater, der ein Bruder Michaels war, angelernt, dem Vetter recht artig die Hand zu reichen und laut und deutlich zu sagen: Grüß Gott, Herr Vetter! Er war aber so sehr auf die Würste gespannt, daß er herausplatzte: Grüß Gott, Herrgottsvetter! Die Feierlichkeit des Empfangs soll sich in ein lautes Gelächter aufgelöst haben, in das Michael Grimm am herzlichsten eingestimmt habe. Neben den viel begehrten Würsten teilte Michael Grimm später den Kindern auch seine Chronik aus, die zuerst in Heftchen herausgekommen ist.

Grimms Chronik hat auf alle späteren Gmünder Heimatforscher befruchtend eingewirkt, und sie wird auch für alle Zukunft ihre Bedeutung für unsere Heimatgeschichte behalten. Dieses Werk ist aus einem Gusse, der Stil von behaglicher Breite und durchsetzt von der innigsten Liebe zu seiner Heimatstadt. Besonders anerkennenswert ist die sorgfältige Angabe der Quellen, aus denen er geschöpft hat. Er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken. Für einen einfachen Dorfschullehrer, welcher Grimm stets blieb, ist es geradezu auffallend, wie viele und zum Teil umfangreiche Werke er verarbeitet hat. Auf eine Quelle aber möchte ich noch hinweisen, die Grimm nicht genannt hat. Es ist die Pfarrchronik von Oberbettringen, verfaßt von Pfarrer Vogt 1819. Aus ihr hat er wörtlich den Bericht über den Gügling entnommen, läßt aber, bezeichnend für ihn, den phantastischen Schluß im Bericht der Pfarrchronik weg. Wenn Grimm auch vieles aus andern Werken zusammengetragen hat, wenn die meisten seiner Darstellungen auch für seine Zeit nicht neu waren, so hat er doch das Verdienst, mit kritischem Blick das Ueberlieferte gesiebt, mit seinem Werk zum erstenmal auf die breite Masse gewirkt und seit Dominikus Debler zum erstenmal wieder etwas Ganzes geboten zu haben. Seine unmittelbaren Vorgänger in der Gmünder Heimatgeschichte, Rink und Werfer, haben nach ganz anderer Art und Weise gearbeitet. Rink war sicher ein selbständigerer Forscher als Grimm; aber seine Chronik ist doch gar zu fragmentarisch gehalten und nur ein zufälliges Nebenerzeugnis seiner Erforschung der Rechbergischen Geschichte. Werfer aber legt sich einseitig auf ärztliche Untersuchungen fest. Seine geschichtlichen Kapitel sind ganz Rink entnommen. Die

Eppleſche Chronik konnte ich nicht erhalten. Sie ſoll nach der Vogtſchen Handſchrift (auf dem Salvator) gearbeitet ſein. Wenn ſie nicht beſſer ausgefallen iſt als ſeine beiden Schriftchen über Rechberg und Roſenſtein, ſo dürfte ſie ziemlich belanglos ſein. Vieles in der Grimmſchen Chronik iſt aber ſicher von Grimm ſelbſt erforſcht oder wenigſtens zum erſtenmal dargeſtellt worden, ſo namentlich die Gründungen der verſchiedenen Gmünder Anſtalten und Schulen, die Verhältniſſe in der erſten württembergiſchen Zeit in Gmünd uſw. Es iſt nur ſchade, daß ſich das Werk Grimms in ſo wenigen Stücken hier erhalten hat! Meine Zeilen aber ſeien dem ſtillen Dulder aus dem Volksſchullehrerſtand gewidmet, der es verdient, daß er in Gmünd nicht vollends ganz vergeſſen wird!

Zur Frühgeſchichte des Hohenſtaufens

H Schon in der Urgeſchichte unſerer Heimat ſpielt dieſer Berg eine bedeutſame Rolle. In der jüngeren Steinzeit umgürteten Wälle ſeine Gipfelfläche, um in Kriegszeiten den Bewohnern der Umgegend als Zufluchtsort zu dienen. In den Heidenlöchern am Nordweſtabhang ſollen, wie E. Meier in „Sagen, Sitten und Gebräuche“ erzählt, einſt Rieſen gehauſt haben, was freilich nur eine Sage iſt. Zur Römerzeit beſtand eine Siedlung auf dem Berg, worauf gefundene römiſche Gefäße und Scherben hindeuten. Seit Friedrich worauf gefundene römiſche Gefäße und Scherben hindeuten. Seit Friedrich von Büren, der in der 2. Hälfte des 11. Jahrh. den Berg mit der ſchwäb. Herzogsburg krönte u. ſein Geſchlecht nach ihm benannte, iſt der Name Staufen bekannt, ſoweit die deutſche Zunge klingt. Wenig bekannt aber iſt, daß ſich ſchon vorher eine Burg oder ſonſtige Siedlung auf dem Berg oder an ihm befunden haben ſoll. Wir entnehmen darüber dem Büchlein „Der Führer zu den Hohenſtaufendenkmalen“ von B. Kaißer folgendes: „Unbeſtritten bleibt jedenfalls das Vorhandenſein einer Burg Hohenſtaufen oder wenigſtens einer Anſiedlung auf oder an demſelben ſchon im 9. Jahrhundert. Es erhellt dies aus Anſprüchen der Abtei St. Denys bei Paris in Frankreich, welche im Jahr 1147 an den König Konrad 3. gemacht wurden, bei deren Geltendmachung ſich dieſelbe auf eine von Karl dem Großen der auf dem Staufen befindlichen Kapelle gemachten Schenkung berief. In der Kirche zu Großbottwar befindet ſich ferner ein Grabſtein, der zum Andenken an eine Berta von Stoyphe im Jahr 906 errichtet wurde und auf welchen ſich ſpäter Vogt und Bürgermeiſter und Gericht daſelbſt berufen zum Beweiſe, daß ihre Stadt ſchon ziemlich alt ſei. Im Jahr 1050 erſcheint ferner ein Heinrich von Staufen und hat ſeinen Wohnſitz auf dem Eliſabethenberg im Remstal, etwa eine Stunde unterhalb Lorch über dem rechten Ufer der Rems. Nach Binder und andern ſtiftete die Witwe dieſes Heinrich, Hildegard, im Jahr 1060 das Kollegiatſtift Lorch und verſah es mit ſechs Vikarien unter einem Stiftspropſte.“ Es wäre wiſſenswert, zu erfahren, ob die Angaben Kaißers ſich allewege mit den Ergebniſſen der neueſten Forſchungen decken.

Geislingen, Göppingen, Gmünd, Schorndorf und Heidenheim und die angrenzenden Bezirke umfaßten. In eingehenden Beratungen und Besprechungen wurden die Vorbereitungen getroffen, und **Gmünd**, weil für alle drei Gaue günstig gelegen, wurde als Feststadt erwählt. Das Fest am 8. Juli 1923 verlief durchaus gelungen. Mehr als 100 Gesangvereine zogen mit fliegenden Bannern durch die Feststadt, 60 Vereine beteiligten sich am Preissingen — es brachten aber diesmal drei Gaue mehr preissingende Vereine auf als der ganze Schwäb. Sängerbund im Jahr 1907. Der Gmünder **Männergesangverein** trat im Ehrengesang auf, die Massenchöre leitete Chormeister **Alfons Baur.** Vom Balkon des Rathauses sprachen zu den Sängerscharen Oberbürgermeister **Lüllig** und Bundespräsident **Jäkle.** Das Gmünder Fest war ein Sängertag von altem Schlag und altem Geist, etwa 6000 Sänger hatte man schon lange nicht mehr beisammen gesehen, und der Zustrom der Festbummler war ohnegleichen. Der Bundespräsident nannte in seiner Ansprache „die Erhabenheit der Stunde ein unvergeßliches Erlebnis", und als er den Sängern in diesen Tagen der Not und der Demütigung von der Macht und dem Segen des Liedes sprach: **„Komme, was kommen mag! Die Herzen empor! Auch durch die schlimmsten Stunden versöhnend geht das Lied!"** — da gab der nicht endenwollende Jubel der Sänger ihren begeisterten Beifall. Das Fest war in allen Teilen gelungen und schloß sich würdig seinen Vorgängern an.

Michael Grimm

der Verfasser der „Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd"

Sein Aufenthalt in Weingarten

Von Albert Deibele

Es ist mir gelungen, nun auch einige Akten über Grimms Aufenthalt im Waisenhaus zu Weingarten aufzuspüren. Die Schriftstücke kamen nach Verlegung der Weingartner Anstalt nach Ochsenhausen. Herr Schulrat Fischer, der Leiter der Ochsenhausener Anstalt, hatte die Freundlichkeit, mir die Einsichtnahme in die Akten über Grimm zu gestatten. Es ist zwar nicht viel Neues, das sie bieten, doch immerhin ergänzen und bestätigen sie das bis jetzt schon Ausgeführte. Besonders wertvoll ist ein Brief des ev. Stadtpfarrers Wagner, der Vorstand der hiesigen Blinden- und Taubstummenanstalt war. Wagner schreibt am 8. Juni 1843 an seinen Kollegen in Weingarten anläßlich der Beförderung Grimms nach Weingarten unter anderem:

„Unsern Herrn Grimm hatte ich Ihnen schon früher empfohlen, und er hat ohne Zweifel Ihrer Empfehlung oder Ihrem guten Rat, den wir damals sogleich befolgten, seine jetzige Stelle zu verdanken. Ich hoffe, daß Sie mit ihm beraten sein werden, da er sich hier stets anspruchslos und treu in seinem Dienst erwiesen hat. Seine Schattenseite haben Sie nun bereits kennen gelernt, indem sie nach meinen bisherigen Beobachtungen nur auf seiner Außenseite beruht. (Die Schattenseite bezieht sich, soviel aus anderen Akten zu entnehmen ist, wohl auf die etwas derben, bäuerlichen Umgangsformen Grimms. Der Einsender.) Mit dieser wird man sich auch bei Ihnen versöhnen, umsomehr, da sich seine Sitten, wie hier, immer mehr mildern werden.

Ich habe ihm noch beim Abgang eine sanfte Behandlung Ihrer Waisenknaben sehr empfohlen, und sollte sich hier etwas Rauhes erblicken lassen, was jedoch bei uns nicht der Fall war, so wird Ihre freundliche Einsprache gewiß nicht erfolglos sein. Im übrigen habe ich alle Ursache Sie zu bitten, sich Herrn Grimm als einen braven, gesitteten und treuen Lehrer empfohlen sein zu lassen."

Nach den Ochsenhausener Akten erfahren wir noch folgendes: Grimm war anfänglich (vom Mai 1843 bis Sommer 1846) als Aufseher der Knaben verwendet. Diese Stellung sagte ihm jedoch nicht ganz zu. Er suchte wieder in den Schuldienst zurückzukehren, zu dem es ihn mit ganzer Seele hinzog. Deshalb bewarb er sich schon 1845 um eine Schulamtsverweserei oder eine Unterlehrerstelle in Saulgau. Der damalige Vorstand des Waisenhauses schreibt in seinem Beibericht zur Bewerbung Grimms unter anderem: „Der Grund, der ihn (Grimm) hiezu (zu obiger Bewerbung) bewegte, liegt zunächst in dem Wunsch, als Lehrer tätig zu sein. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß durch die Beförderung des Unterlehrers Rees auf eine Schulmeisterstelle ihm die Unterlehrerstelle an dem Waisenhaus übertragen würde. Da aber Rees noch nicht reussiert hat, bittet er um eine der obigen Stellen.

Grimm ist in seinen Obliegenheiten als Aufseher tätig und seine Absicht, sich wieder ausschließlich der Schule zu widmen, ist an sich nur zu loben. In Uebereinstimmung mit obigen Zeugnissen bezeugt die unterzeichnete Stelle, daß der Knabenaufseher Michael Grimm seit 2¾ Jahren hier angestellt, sich fleißig bemüht hat, sich in denjenigen Fächern auszubilden, welche für das Realschulwesen erforderlich sind." (Ohne Unterschrift.)

Auch hier erfahren wir, daß Grimm sich weiterhin auf den Reallehrerstand vorbereitete. Warum Grimm sein Ziel nicht erreichte, ist aus einem weiteren Bericht der Oberinspektion Weingarten vom 6. Februar 1846 zu erfahren. Er lautet auszugsweise: „Aufseher Grimm hatte unter dem 16. Dezember v. Js. um Entlassung von seiner Stelle nachgesucht, um sich auf das Reallehrerexamen vorzubereiten. Die Hohe Kommission hat unterm 28. v. M. seiner Bitte entsprochen. Durch Erlaß des K. Studienrats vom 10. v. M. ist ihm aber bei den beschränkten Geldmitteln, über die er zu gebieten hat, der Weg abgeschnitten worden, sich fünf Jahre auf den Reallehrerstand vorzubereiten. Er war deshalb genötigt, von dem Plan abzusehen und bittet damit um Belassung auf seiner gegenwärtigen Stelle." (Ohne Unterschrift.)

Zugleich bittet die Oberinspektion Weingarten, Grimm auf eine in kurzem frei werdende Unterlehrerstelle am Waisenhaus befördern zu wollen. Dies geschah denn auch.

Bald trat ein Wechsel in der Leitung der Weingartner Anstalt ein. Oberinspektor Weber, über den in letzter Zeit verschiedene Artikel in der Rems-Ztg. erschienen sind, hatte die Vorstandsstelle übernommen. Von Weber erfahren wir ein Urteil über Grimm in einem Beibericht zu einer Bewerbung Grimms um die erledigte Stelle als Lehrer und Mesner in Bühlingen bei Rottweil. Dieses Urteil wiegt umso mehr, als es von einem gewiegten Menschenkenner mit ungewöhnlichen Geistesgaben herrührt. Weber berichtet 1852:

„Der Bittsteller ist ein sehr fähiger Kopf und besitzt — in der Musik ausgenommen — in allen Fächern des Elementarschulwesens schätzenswerte Kenntnisse. Beiden Seiten von Lehrertüchtigkeit (gemeint ist wohl Persönlichkeit und Lehrgabe) kommt zwar seine Lehrgabe nicht gleich, doch kann auch diese noch immer als mittelgut bezeichnet werden.

Sein Karakter, obwohl nicht ganz frei von Empfindsamkeit, trägt das Gepräge seltener Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit. Er erweckt bald Vertrauen und faßt solches leicht auch zu anderen, insbesondere zu seinen Vorgesetzten. Ebenso ist sein sittliches Verhalten in Ordnung. Ins Waisenhaus kam er im Jahr 1843 zuerst als Knabenaufseher, und seit dem Sommer 1846 bekleidet er zur Zufriedenheit des Unterzeichneten die Stelle eines Lehrers bei den Waisen. Wenn die höheren Orts ausgesprochene Zusicherung, daß die Elementarlehrer an Staatsanstalten stets einer besonderen Berücksichtigung sich erfreuen sollen, reale Bedeutung hat: so sollte Grimm bei seinen sofortigen Gesuchen um eine endliche definitive Anstellung nicht mehr länger ohne Erhörung bleiben."

Trotzdem blieb Grimm, dem das Glück selten in seinem Leben gelächelt hat, auch diesmal ohne Erhörung. Am 7. Juni 1853 bewirbt sich Grimm um den Schuldienst in Söflingen und in Niederhofen bei Leutkirch. Auch zu diesen beiden Bewerbungen schrieb Oberinspektor Weber einen empfehlenden Beibericht, den wir aus Nr. 6 der „Heimatblätter" schon kennen. Wir wissen auch, daß dann Grimm endlich den schlecht bezahlten Filialschuldienst in Niederhofen erhielt.

Die Ortsnamen der Gegend um Gmünd

Von Studienrat Muth, Gmünd

(Fortsetzung)

Auf das flüssige Element, das bei der Wahl des Ortes für die Siedlung wohl in erster Linie bedingend war, haben nun verschiedene Grundwörter Bezug. Der allgemeinste Ausdruck hierfür, Wasser selbst, kommt als solches bei uns nicht vor. Ein ahd. Wort für Wasserlauf dagegen, aha „fließendes Wasser" (urverwandt mit lat. aqua), ist als „-ach" noch vorhanden. Eschach hellt sich auf als fließendes Wasser, an dem Eschen wachsen. Lautern (mundartlich Lautera) ist wohl der Flußname Hluteraha = das lautere, reine Wasser. Das -ach in Lindach aber kommt von dem ahd. -ahi (lat. etum) mit der Bedeutung eines Sammelbegriffs, besonders wenn der erste Teil eine Baumgattung bezeichnet. Lindach (das alte Lintahi, nicht Lintaha) bedeutet die Stelle mit Linden, mit Lindengebüsch (mundartlich „Lindich", vergl. Reisich). Leichter erklären sich die Stellenbezeichnungen auf -bach, das ursprünglich Flußnamen bildet, heute aber in Tausenden von Ortsnamen vorkommt. Reichenbach OA. Gmünd ist die Siedlung an einem reichen, d. i. nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, an einem starken, kräftigen Bach. Bilde zum Verständnis der Entstehung des Ortsnamens folgende zwei Gedankenreihen: „Ich wohne in dem Wirtshaus zur Sonne; ich wohne in der Sonne; die Sonne ist meine Wirtschaft; Sonne ist ihr Name;"

aus: Gmünder Heimatblätter 3, 1930, S. 13-15

städt. Regie übernommen, 1914 wurde der Neubau und die Modernisierung des Gaswerks begonnen und während des Kriegs vollendet. Unter seiner Amtsführung erfolgte (1895) der Ausbau des Reallyzeums in ein Realgymnasium, 1901 Ausbau der Realschule in eine Vollanstalt, 1898 Schaffung einer landwirtschaftl. Winterschule, 1909 Fachschule, Ausbau der Gewerbe- und Handelsschule und Bildung einer eigenen Handelsschule. Er war hervorragend tätig für die Erbauung der Verbindungsbahn Gmünd—Göppingen (Eröffnung 14. Mai 1912), für den Umbau des Hauptbahnhofs, des zweiten Gleises von Lorch her etc., er bemühte sich um den Neubau der Kaserne. Unter ihm wurde 1895 das Arbeitsamt, 1905 das Kaufmannsgericht errichtet. 1919 trat er als Mitglied der Zentrumsfraktion in den Landtag ein und war dort führendes Mitglied in kommunalpolitischen Fragen. 1922 trat er nach 28jährigem Wirken in den Ruhestand. 1903 wurde ihm der Titel eines Oberbürgermeisters verliehen, ferner wurde er durch die Verleihung des Friedrichsordens 1. Kl., der König Karls-Jubiläumsmedaille und des Wilhelmkreuzes ausgezeichnet.

Das Unwetter vom 13. Mai 1827

Nach einem zeitgenössischen Bericht. Von Albert Deibele.

An der Herrgottsruhkapelle befindet sich eine Merktafel zur Erinnerung an das schreckliche Unglück vom 13. Mai 1827, das mit dürren Worten meldet: „Am 13. Mai 1827 abends zwischen 8 und 9 Uhr ist das Wasser bis zu diesem Zeichen gestiegen." Das Zeichen befindet sich etwa 1,8 Meter über dem Erdboden. Mancher mag schon zweifelnd vor dem Zeichen gestanden sein und vermutet haben, daß es wohl bei baulichen Veränderungen an der Kapelle versetzt worden sei. Aber eine gleichlautende Inschrift an der Gewerbebank in der Ledergasse zum Gedenken an dasselbe Hochwasser zeigt eine Wasserhöhe von etwa einem Meter, so daß der hohe Wasserstand an der Herrgottsruhkapelle wohl möglich ist. Grimm berichtet in seiner Chronik ziemlich ausführlich über dieses Hochwasser. Er hat es ja als 6jähriges Kind selbst erlebt. Sein Bericht ist schon öfters in den hiesigen Tageszeitungen mit und ohne Quellenangabe abgedruckt worden. Bei meinen Nachforschungen nach dem Leben des Chronisten Grimm stieß ich in den Pfarrakten zu Oberbettringen auf einen weiteren zeitgenössischen Bericht über das Hochwasserunglück. Er ergänzt den Grimmschen Bericht in manchen Stücken und dürfte namentlich in den von dem Hochwasser betroffenen Gemeinden Gmünd, Bettringen, Bargau, Zimmern und Hussenhofen mit besonderem Interesse gelesen werden. Der Bericht stammt von Pfarrer Baier (gest. 1833) zu Oberbettringen und lautet wörtlich:

„Dieses Jahr wird für Ober- und Unterbettringen noch viele Jahre hindurch unvergeßlich sein. Der 13. Mai war nicht allein für den Pfarrbezirk, sondern für den größeren Teil des Oberamts Gmünd ein verhängnisvoller Tag: Glänzend ging die Sonne am frühen Morgen hervor und verkündete den schönsten Tag, und niemand ahnte, daß dieser so traurig vollenden würde. Um die Mittagsstunde stach die Sonne sehr heiß und zeigten sich einige maste Wolken als Vorboten eines Donnerwetters; allein auch der Nachmittag ging ungestört vorüber. Erst nach 5 Uhr abends ließ sich der Donner aus der

Ferne hören, rückte immer näher, fielen große, einzelne Regentropfen, die nach meiner schon gemachten Beobachtung nichts Gutes erwarten ließen, und so ging es auch. Es folgte ein kalter Wind aus den Gewitterwolken und darauf häufige Schlossen; aber nun gegen ½7 Uhr fing es heftig zu regnen an, mit Schlossen vermischt. Der Regen wurde immer heftiger, und endlich erfolgte ein Wolkenbruch, der die heftigsten Donnerschläge kaum hörbar machte. Die Fluten strömten gewaltsam heran, und nichts war imstande, denselben Einhalt zu tun; alle Gräben waren augenblicklich ausgefüllt und nun bahnten sich die Wasserfluten ihren eigenen Weg. Auf dem sog. Bühl wütete das Wasser mit solcher Gewalt, daß Steinmassen von 6, 8, 10, ja bis 20 Zentner schwer herausgewühlt wurden. Der Weg, der vom Pfarrhause durch die Gärten zur Kirche führt, wurde entzwei gerissen, daß also das Pfarrhaus ganz mit Wasserströmen umgeben war, welche den bereits angepflanzten Krautgarten verwüsteten und das Erdreich mit sich fortrissen. So tobte, raste es fort bis gegen die 9. Stunde. Nun ließ der Regen etwas nach; aber niemand konnte vor Menge des Wassers aus seiner Wohnung. Die Nacht trat früher ein, vermutlich, weil sich die Gewitterwolken noch nicht ganz entleert hatten, wie auch gegen Morgen 3 Uhr gewaltsamer Regen erfolgte, und die Wasserfluten tobten und rauschten aufs neue. Sehnlichst erwartete man die aufgehende Sonne als Verkünderin des Tages; sie führte zwar einen heiteren Tag mit sich; aber welche traurige Szenen der Verwüstung stellten sich dem Auge dar. Es waren mehrere Ortsbürger — unter anderem der Schultheiß Krieg, Gemeindepfleger Biehlmeier, Schullehrer Holl und dergl. —, während dies vorging, nicht zu Hause, sondern befanden sich in dem Filialort Unterbettringen, mußten da die ganze Nacht harren, und selbst am frühesten Morgen, am 14. Mai, konnten sie nicht auf dem gewöhnlichen Weg zu den Ihrigen zurückkehren, sondern über die Stadt Gmünd einen Weg suchen. Diese erzählten nun, welche Verwüstungen in Unterbettringen und in der Nähe der Stadt Gmünd vorgegangen. In dem Filialort Unterbettringen wurden das Wehr und die drei Brücken, die auf der Straße nach Gmünd liegen, von Grund aus zerstört und alles von den Fluten fortgerissen, alle Stege über den Bach waren fortgeschwemmt, und dieser hat sein Wasserbett bis auf eine Tiefe von 15 bis 20 Schuhe versenkt. Die Wasserwehren an der Rems wurden von Mögglingen bis gegen Lorch insgesamt zerstört, so daß auf mehrere Wochen alle Mühlen stillstanden. Um sich von den Verwüstungen, die dieses Gewitter verursachte, einen näheren Begriff zu machen, will ich noch anfügen, daß sich der gerichtlich aufgenommene Schaden gegen 80 000 Gulden in beiden Orten Ober- und Unterbettringen belaufen hatte.

Die Stadt Gmünd entging dieser Verheerung nicht. In der Kreuzkapelle (vermutlich ist die Herrgottsruhkapelle gemeint) und Leonhardskirche wurden Altäre und Kirchstühle zerstört, an dem Gottesacker wurden die Mauern niedergestürzt. Bei dem sog. Stegziegler drang das Wasser in den Kalkofen. Die Ziegelhütte kam in Brand. Wäre nicht vom jenseitigen Ufer der Rems Hilfe gekommen, da von der Stadtseite diese niemand leisten konnte, so hätte dieser Mann alles verloren. Die ganze Ledergasse stand unter Wasser und die Bewohner derselben erlitten einen sehr großen Schaden, weil nichts mehr konnte

gerettet werden: Man schätzte, so viel ich vernahm, den angerichteten Schaden im ganzen über 200 000 Gulden. Am traurigsten war die Szene der Verwüstung in dem Weiler Zimmern, an der Rems gelegen und ¾ Stunden von Oberbettringen entfernt. Ein Haus wurde von den Wasserfluten hinweggerissen und drei Menschen verloren dabei ihr Leben; mehrere andere Häuser wurden stark beschädigt, über 80 Stück Vieh ertranken — kurz, es war eine schrecklich-traurige Szene. O möchte doch der liebe Gott uns und unsere Mitmenschen mit seinen schrecklichen Drangsalen nicht mehr heimsuchen!"

Schiller in Gmünd

Von A. Marquart, Regierungsrat a. D. in Ludwigsburg

Früheren Orts haben wir bereits vorgetragen, daß die Familie Schiller sich im Jahr 1764 einige Zeit in Gmünd aufgehalten habe. Wie lange die Schillersche Familie in Gmünd geblieben ist und wo sie daselbst gewohnt hat, kann bedauerlicherweise nicht mehr ermittelt werden — sonst hätten wir es mit Freuden begrüßt, ein Schillerhaus mehr in Deutschland zu haben. Soviel ist sicher, daß der junge Schiller — nunmehr unser großer vaterländischer Dichter, der Liebling des deutschen Volkes — später von Lorch aus öfters die alte Reichsstadt Gmünd mit seinem Vater besuchen durfte und daselbst die tiefen Eindrücke zu seinen katholisch angehauchten Dichtungen bereits als Knabe empfangen hat. (Vgl. hierüber Nr. 156 der Rems-Ztg., Blatt v. 9. Juli 1927.)

Johannes Scherr, der große Schillerverehrer, läßt in seinem kulturgeschichtlichen Roman über Schiller unseren Dichter als Regimentsarzt in Stuttgart durch das Remstal gegen Gmünd zu reiten und seinen ihn begleitenden Freund von der alten Reichsstadt erzählen, und zwar folgendermaßen: „Gmünd ist eine in einem schönen Wiesental gelegene, durch ihre Goldschmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weithin bekannte, dabei echt kathol. alte Reichsstadt. Ich hörte sagen, ihr Name komme von dem lateinischen Gaudia mundi her, und soviel ist gewiß, daß die Sitten der Gmünder dieser Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widersprechen. Sie sind ein sehr lebenslustiges Volk, aber auch ein sehr gutmütiges, gastfreies u. umgängliches. Daß ich ihre Katholizität betonte, mag daher kommen, daß ich in Gmünd zuerst eine Anschauung von dem kathol. Wesen erhielt und dasselbe auf mich — den streng-lutherisch erzogenen Knaben — einen sehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erschien mir die erste Feier des Fronleichnamsfestes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Festgewand angezogen hatte und Rat, Bürgerschaft und Geistlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemutet, als ich in der Stadtpfarrkirche — einem mächtigen gothischen Bauwerk — zum erstenmal ein feierliches Hochamt darbringen sah! Auch das Klosterleben, das ich in meinen Knabenjahren in Gmünd kennenlernte, wenigstens in seinen Aeußerlichkeiten, übte einen starken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt ist voll von Klöstern, von schwarzen, braunen und weißen Kutten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Augustiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöster, eines in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an

aus: Gmünder Heimatblätter 4, 1931, S. 76-80, S. 112, S. 125-127, S. 132-134

Es soll auch jeder seinen Kamin fegen oder fegen lassen und dazu eine große Schaff mit Wasser in seinem Haus, so lange die fremden Leute dort sind, haben. Wer das nicht tut, wird darum gerügt. Und damit man dies beachte und erfahre, so muß, wer dessen überführt ist, ohne alle Gnad zu Pein und Buß geben 10 Schilling.

Desgleichen soll auch ein jeglicher seinen Harnisch, seine Wehr und Waffen zurecht legen, damit er es zu finden weiß, wenn es nottut, und er habe Acht auf die Sachen. Ihr tut es Euch selbst zugut und es ist für uns alle.

*

Aus einer Urkunde des Ravensburger Archivs vom Jahr 1669 ist zu entnehmen, daß der Magistrat von Ravensburg schon um jene Zeit eine Feuerwehrsteuer eingeführt hat, die um ihrer Erhebung wegen besonders bemerkenswert ist. Es heißt dort:

„Jeder Bürger, so Hochzeit halten will, soll in Zukunft 20 Batzen für einen Feuerkübel geben; ehe er das nicht bezahlt hat, soll ihm kein Hochzeitszettel verabfolgt werden."

Die Stadtväter sagten sich wohl damals, wo es brennt, da muß auch für das Löschen gesorgt werden, und da es nun naturgemäß bei allen Brautleuten brennt, so ist es nur recht und billig, daß sie auch ein Opfer bringen für das städtische Löschzeug, 10 Batzen für den Bräuterich und 10 Batzen für die Braut.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

Immer mehr schrumpft die Zahl derer zusammen, die über das alte Gmünd zu berichten wissen. Wenn man den Erzählungen derer lauscht, die in den 50er- und 60er-Jahren aufgewachsen sind, so bekommt man doch den Eindruck, daß sich vieles geändert hat. Der alte Reichsstadtstolz scheint langsam zu schwinden und die Bürgerschaft allmählich zu gewöhnlichen Provinzlern herabzusinken, denen die Geschichte ihrer Stadt nicht mehr viel zu sagen hat. Die folgenden kleinen Geschichten sollen uns mit einer Reihe alter Gmünder bekannt machen. Es sind Wildblumen. Auf geschichtliche Treue erheben sie keinerlei Anspruch, ja vieles ist sicherlich nicht wahr. Trotzdem halten wir die kleinen Erzählungen für wert, der Vergangenheit entrissen zu werden. Mögen sie in Einzelheiten oder selbst im Ganzen nicht richtig sein, so schildern sie Eigenschaften der betr. Persönlichkeiten doch viel besser als „historische" Grabreden und Nachrufe, denen man nur allzu leicht die milde Nachsicht gegen die Majestät des Todes anmerkt. Wie frisch, lebendig und anschaulich aber weiß der gemeine Mann zu erzählen! Wie sicher treffen solch kleine Erzählungen die Wirklichkeit! Das gilt gleich vom ersten, der die Reihe der Gmünder Originale eröffnen soll, von Dr. Kehringer. (S. Heimatblätter 1929, Nr. 12.)

1. Dr. Kehringer (1770—1829)

Dieser Doktor muß ein eigenartiger Mann gewesen sein. Der Chronist Debler weiß begeisterte Worte über ihn: „Er hat Güter, Berge, Wiesen,

Aecker, Gärten, Schafe, Pferde, Kühe, ist ein ganzer Bauer, wahrer Doktor und großer Spekulant, dabei aufgeweckt, immer lustig und von gutem Humor. Seine Tuchfabrik hat er sehr vergrößert und macht gutes und vieles Tuch. Hinter der Stadt legte er einmal ein Badhaus an." Bekannt ist Kehringer durch die Einführung des Hopfenbaus in unserer Gegend. Daß ein solcher Mann bei seinen Zeitgenossen große Beachtung gefunden hat, erscheint uns verständlich. Deshalb hat sich um seine Person schon ein ganzer Kranz von Sagen gewunden.

Gerade die Einführung des Hopfenbaus in der Gmünder Gegend wird ganz dramatisch geschildert:

Kehringer hatte schon lange ausgekundschaftet, daß der beste Hopfen in Spalt in Bayern wächst. Alle seine Bemühungen aber, Stecklinge aus Spalt zu bekommen, waren erfolglos. Ja, die bayrische Regierung setzte die Todesstrafe fest für den, der es wagen sollte, Stecklinge von Spalt fortzunehmen. Kehringer hatte es sich aber einmal in den Kopf gesetzt, seiner Vaterstadt durch die Einführung des Hopfenbaus zu helfen, und was er sich vorgenommen hatte, führte er auch durch, und koste es sein Leben. Er verkleidete sich als Hopfenhändler und reiste nach Spalt. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte er so die besten Hopfengärten auskundschaften. Nun wartete er eine dunkle Regennacht ab. Unbemerkt schlich er sich hinaus, pflückte einige Stecklinge und versteckte sie sorgfältig in seinem Mantel. Andern Tags wollte er in aller Frühe abreisen. Beim Aufsteigen auf das Pferd aber öffnete sich die Tasche seines Mantels, und der Knecht, der das Pferd hielt, sah die Hopfenstecklinge. „Halt, du Hopfendieb!" schrie er, „keinen Schritter weiter!" Kehringer aber hieb dem Knecht mit einem wuchtigen Schlag die Reitpeitsche über den Kopf und gab gleichzeitig dem Pferd die Sporen. Der Knecht taumelte zur Seite, und schon stürmte Kehringer zum Hoftor hinaus. Der Knecht aber alarmierte schleunigst das ganze Dorf. Wer ein Pferd auftreiben konnte, machte sich auf die Verfolgung; denn die bayrische Regierung hatte eine große Belohnung auf das Ergreifen von Hopfendieben ausgesetzt. Kehringer aber hatte schon einen guten Vorsprung und hoffte, mit seinem Pferd durchhalten zu können. Doch in jedem Dorf hefteten sich neue Verfolger an seine Fersen. Stundenlang ging es über Aecker und Wiesen, durch Dörfer und Weiler. Schon näherte sich Kehringer dem Kochertal. Da verlor sein Pferd ein Hufeisen und begann zu hinken. Der Abstand zwischen den Verfolgern verkleinerte sich zusehends, und schon war unser Doktor darauf gefaßt, ergriffen und zum Schaffott geführt zu werden. Die Stadttore von Aalen tauchten auf. Wenn er Aalen erreichen konnte, dann war er gerettet. Nochmals schlug er seinem Pferd die Sporen in die Flanken. Noch einige Zeit hielt das brave Tier durch, ja, es konnte sogar den Abstand zwischen sich und den Verfolgern halten. Jetzt war Kehringer dem Stadttor von Aalen schon so nahe, daß er den Wächtern rufen und winken konnte. Das Tor wurde geöffnet. „Gerettet! Gerettet!" jubelte Kehringer. Da stolperte sein Pferd und stürzte. Kehringer gab sich nicht mehr die Mühe, dem Tier auf die Beine zu helfen, sondern rannte wie wahnsinnig die letzten hundert Meter dem

Stadttor zu. Einer der Verfolger aber war unserem guten Doktor schon so nahe auf den Fersen, daß Kehringer deutlich das Schnauben des Pferdes hörte. „Nur noch ein paar Sekunden, du guter Gott! Nur noch ein paar Sekunden!" Schon aber greift eine Hand nach dem Doktor aus. Im selben Augenblick aber schlüpft Kehringer durch das Stadttor hindurch. Der Stadtknecht, der den Doktor gut kannte, ließ augenblicklich das Falltor herunter. Kehringer war gerettet. Fluchend und wetternd standen die bayrischen Verfolger vor dem Tore. In langen Flocken hing der Schaum den Pferden aus den Mäulern. Alles Bitten und Drohen half nichts. Das Tor wurde nicht geöffnet. Unter vielen Verwünschungen zogen die Bayern endlich ab. Spät abends klopfte es nochmals heftig ans Stadttor. Unwirsch schaute der Stadtknecht nach dem Ruhestörer. Draußen stand Kehringers Pferd. Es hatte sich von dem Sturz erholt und war den Spuren seines Herrn gefolgt. Außer einigen Schürfungen hatte es keinen Schaden erlitten. Voll Freude führte es der Stadtknecht dem Doktor zu, der den Knecht reichlich belohnte. Noch einige Tage hielt sich Kehringer in Aalen auf. Als der Weg nach Gmünd sicher war, ritt er vergnügt in seine Vaterstadt. Dort wurde er mit großen Ehren empfangen. Alsbald wurde mit dem Hopfenbau begonnen und die Anbaufläche jedes Jahr vergrößert. Schließlich waren fast alle Hänge unserer Stadt mit Hopfengärten bedeckt. Kehringer selbst unterhielt ein Mustergut am Klarenberg.

Kehringer hatte auch ein Gut am Kaffeeberg. Dieses reichte bis an die Rems herunter. In diesem Gut hielt er sich besonders gern auf und erbaute sich dort ein schönes Gartenhaus. Nun kam das große Hochwasser von 1827, von dem heute noch die Inschriften an der Gewerbebank und der Herrgottsruhkapelle melden. Die wilden Wasser rissen auch das Gartenhäuschen Kehringers mit. Sein Diener Sigill hatte den Vorgang von der Stadtmauer aus verfolgt. Eilends rannte er nach Hause und stürzte schreckensbleich in die Wohnstube Kehringers. „Herr, das Gartenhäuschen hats weggerissen! Es schwimmt schon die Rems hinunter!" rief er ganz außer sich. Kehringer, der gerade mit einer Arbeit beschäftigt war, sagte seelenruhig: „Nimm den Schlüssel zum Gartenhäuschen von der Wand und wirf ihn in die Rems, damit die Unterländer das Häuschen auch aufmachen können!"

Dieser Diener Sigill war eine treue Seele und seinem Herrn auf Tod und Leben ergeben. Eigenartig war es, wie er in die Dienste Kehringers gekommen war. Kehringer hatte in der Zeitung einen Diener ausgeschrieben. Eine Menge junger Leute meldete sich, darunter auch Sigill. Dieser kam gerade vom Zuchthaus, wo er eine 10jährige Zuchthausstrafe abgesessen hatte. Alles wunderte sich deshalb, als Kehringer gerade diesen Mann zum Diener nahm. Eine Abordnung Gmünder Bürgersöhne begab sich zu Kehringer und hielt ihm vor, daß er sie als Bürgersöhne dem Zuchthäusler hintangesetzt habe. Kehringer aber sagte auf seine ruhige Art: „Ich kenne meinen Sigill. Er ist wenigstens wieder aus dem Zuchthaus herausgekommen. Wenn man euch aber erwischt hätte, hätte man euch gar nicht mehr herausgelassen."

Von Kehringer stammt auch die heute noch viel erzählte Geschichte von der „guten Stunde". Ein Weiblein kam zu dem Doktor und klagte und jammerte, daß es noch nie in seinem Leben eine gute Stunde gehabt habe. Vertrauensvoll klopfte Kehringer der Alten auf die Achsel und sagte: „Dazu kann ich Euch leicht verhelfen: Lauft von Hussenhofen nach Gmünd, dann habt ihr eine gute Stunde!" Sprachs, gab dem Weiblein ein Guldenstück und schob es zur Türe hinaus.

Von seinem Ansehen als Arzt zeugt folgende, allerdings mehr als zweifelhafte Geschichte:

Einstens war König Wilhelm 1. (1816—64) schwer krank. Kein Stuttgarter Arzt konnte ihm helfen. Da erzählte jemand dem König von Doktor Kehringer. Der König ließ den berühmten Mann sogleich kommen. Kehringer ging in seinen Reisekleidern zum König und fragte unwirsch, was er wolle. Die Hofschranzen wollten den Doktor zur Türe hinauswerfen. Der König aber befahl seinen Dienern, sie sollen ihn mit Doktor Kehringer allein lassen. Dann sprach der König: „Nun, Doktorchen, bei uns im Schloß ist man schon etwas mehr Höflichkeit gewöhnt." „Mag schon sein," erwiderte der Doktor, „dann braucht ihr auch keinen Gmünder nach Stuttgart kommen lassen. Wir Gmünder haben bis jetzt bei den württembergischen Beamten noch nicht Gelegenheit gehabt, die Höflichkeit zu lernen. Uebrigens habe ich geschworen, bei keinem Kranken einen Unterschied zu machen. Im Hemd sind bei mir alle Menschen gleich. Es sind lauter Leute, die meiner Hilfe bedürfen und denen ich als Freund zu helfen suche. Deshalb stehe ich mit allen meinen Kranken auf „Du". Auch im Schloß zu Stuttgart werde ich die Behandlung nur aufnehmen, wenn ich nach meiner Gewohnheit handeln darf." Der König versprach, dem Doktor nichts in den Weg zu legen. Nach einiger Zeit gelang es Dr. Kehringer, den König vollständig herzustellen. Zum Dank dafür wollte ihn der König zu seinem Leibarzt machen. Kehringer aber sagte: „Du kannst zu deinem Leibarzt machen, wen du willst, nur nicht den Kehringer. Der muß jetzt wieder zu seinen Gmündern zurück, wo er Gescheiteres zu tun hat, als die krummen Rücken der Hofschranzen anzuschauen." Nach diesen Worten sagte er dem König ein schlichtes „B'hüt Gott!" und verließ ebenso aufrecht das Zimmer, wie er es betreten hatte.

2. Der Maler Tiefenbronn (1831—1885)

Von dem Maler Tiefenbronn befinden sich einige ganz vorzügliche Zeichnungen in der Bildersammlung der Erhardschen Altertumssammlung. Der unglückliche Maler war noch den ältesten Bewohnern Gmünds bekannt. Ich möchte hier unter allem Vorbehalt erzählen, was hier noch von ihm gesprochen wird.

Tiefenbronn stammte aus einer armen Familie. Wegen seines großen Zeichentalentes ließ ihn Königin Olga in der Malerei ausbilden. Nach Beendigung seines Studiums kehrte Tiefenbronn in seine Vaterstadt zurück. Hier malte und zeichnete er nach Herzenslust. Reichtümer hatte er sich allerdings damit nicht erworben; aber er fühlte, wie ihm die Schwingen wuchsen, und wie er auf dem besten Weg war, der Welt zu zeigen, welcher tüchtiger Kerl

in ihm stecke. Besonders ein Gedanke ließ ihn nimmer los: er wollte ein Gemälde schaffen so voller Farbenglut, wie der Abendhimmel im Dämmerschein. Abend für Abend saß er draußen und studierte unablässig den sterbenden Tag. Endlich glaubte er sich seiner Aufgabe gewachsen. Ein Waldstück sollte entstehen, zwischen dem die letzte Glut der sinkenden Sonne lohte. Unverzüglich machte er sich an die Arbeit. Dieses Gemälde sollte ihn mit einem Schlag in die Reihe der ganz großen Maler stellen. Und die Arbeit wuchs und wuchs und mit ihr das Hoffen unseres Künstlers. Sein Meisterwerk sollte ihn auch aus seinen drückenden Geldnöten befreien. Die letzten Lichter wurden eingesetzt und hier und dort noch ein paar Dämpfer angebracht. Nun war das Ganze fertig. In unerhörter Feuersglut leuchtete das Abendrot zwischen den dunklen Stämmen des Waldes, als ob die ganze Erde in Feuer aufgehen wolle.

Das Gemälde wurde ausgestellt. Aber es erntete nur Hohn. Gerade die Lichtwellen, die in wundervollem Purpur und Violett durch den Wald wogten, erregten den Spott. Tiefenbronn stand am Grab seiner Hoffnungen. Er wußte, mit diesem Bild mußte er hochkommen oder für immer versinken. Tiefe Schwermut überfiel ihn. Im Trunke suchte er Vergessenheit, und schließlich taumelte er von einer Wirtschaft zu der anderen. Langsam umnachtete sich sein Geist. Immer aber beschäftigte ihn sein Waldbild mit der Dämmerglut des Abends. In seinen lichten Stunden machte er mit seinen Freunden gerne Abendspaziergänge und studierte die Farbschattierungen der Dämmerung. Und immer wieder rief er aus: „Seht, Freunde, ist dieses nicht das Violett und Rot, das in meinem Bilde brennt!"

Tiefer und tiefer sank der Unglückliche. Bald fand man ihn fast nur noch in den Wirtschaften hinter einem Glas Schnaps. Hatte er kein Geld mehr, so malte er um eine Kleinigkeit Bilder, um damit seine Schulden zu bezahlen. Aus dieser Ursache entstand auch das große Wandgemälde in der Wirtschaft zum Hohenstaufen. Es stellt die Gmünder Alblandschaft dar. Im Vordergrund sitzt der Maler selbst: eine echte, flotte Künstlernatur. Es ist schade, daß dieses schöne Wandgemälde immer mehr verrußt und verraucht. Ein anderes Bild von Tiefenbronn, auf Leinwand gemalt, hing lange Zeit in derselben Wirtschaft. Es ist während des Krieges auf unrechtmäßige Weise entfernt worden. Auch im Becherlehen sollen Zeichnungen von Tiefenbronn zu sehen sein. *)

Gegen Ende seines Lebens soll Tiefenbronn nicht einmal mehr eine eigene Wohnung gehabt haben. Er hauste monatelang in einer Bauhütte auf dem Kirchplatz. Schließlich wurde er in den Spital aufgenommen, wo er vergessen in tiefster Armut starb. (Vgl. auch Stütz „Gmünd in Wort und Bild" S. 65.)

*) Auf dem hiesigen Rathaus befindet sich ebenfalls ein Gemälde von Tiefenbronn aus dem Jahre 1876. Es stellt die Burg Rechberg dar, im Hintergrund den Hohenstaufen in tiefem Rot der Dämmerung.

(Fortsetzung folgt)

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. – Rotationsdruck der Rems-Zeitung

tung einer 3. Stadtpfarrkirche waren vorhanden. Doch die ungünstigen Zeitverhältnisse machten einen Strich durch das Vorhaben.

Der Josefsverein, der vor etwa 30 Jahren gegründet wurde, ist sehr notwendig für die Erhaltung und Vergrößerung der Josefskapelle. Zur Verschönerung und feierlichen Ausgestaltung des Gottesdienstes besteht ein Josefskirchenchor, der in uneigennütziger Weise die Ehre Gottes und des hl. Josef fördert. Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Josefskapelle, die zwar eine der kleinsten der Kirchen und Kapellen in hiesiger Stadt ist, aber dem Herzen aller, die sie kennen, besonders nahe steht und deshalb auch besonders lieb und teuer ist. Mesner Bäuerle

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

(Fortsetzung)

3. Polizeidiener Kränzle

Der Polizeidiener Kränzle war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Sein Bildnis, von der Hand Tiefenbronns gemalt, befindet sich in der städtischen Altertumssammlung. Im Dienste war Kränzle sehr streng. Als er wegen hohen Alters im Außendienst nicht mehr verwendet werden konnte, wurde er der Steuerverwaltung beigegeben. Nun mußte er die verfallenen Steuern, die Hundesteuer und Polizeistrafen einziehen. Kam er in ein Haus, so rief er schon die Treppe herauf: „Der Herr braucht Geld!"

Kränzle wohnte in der Milchgasse, in dem Hause, das jetzt der Optiker Schmid bewohnt. Mit seiner Frau lebte er nicht immer gerade in schönster Harmonie, besonders deshalb, weil sie seiner Ansicht nach nicht kochen konnte. Einstens kam Kränzle müde und hungrig zum Mittagessen heim. Es war gerade Freitag und seine Frau hatte deshalb Dampfnudeln gemacht. Diese glichen aber schon eher einem Wetzstein als dem gefeierten schwäbischen Nationalgericht. Voll Wut betrachtete Kränzle die Mißgeburten aus der heimischen Küche, holte die Nagelkiste und nagelte die Dampfnudeln außen an den Fensterladen. Da es gerade 12 Uhr war, gingen eine Menge Arbeiter an dem Haus vorüber. Bald entstand ein Riesenauflauf: draußen Lachen, Johlen und Schreien, drinnen im Hause das Gekreische des tiefbeleidigten Weibes. Als der Lärm immer größer wurde, öffnete Kränzle das Fenster, deutete auf die angenagelten Dampfnudeln und schrie: „Ist das auch ein Fressen für einen städtischen Beamten?" Dann schlug er das Fenster zu, nahm seine Mütze und ging unter lautem Halloh in den Pfauen, wo er für diesen Tag sein Mittagessen einnahm.

4. Vom alten Seybold

Der alte Seybold, dessen Enkel (Graveur Alois Seybold) heute noch in Gmünd lebt, war ein geschickter Kupferstecher. Er wohnte in der Schmidgasse, wo heute das Geschäft Dennochweiler ist. Seybold war fast dauernd auf Geschäftsreisen, denn er arbeitete bei Fürsten und Grafen in Ungarn und Böhmen. Seine Frau war von Waldstetten, eine geborene Huber. Wenn sie nießen mußte, öffnete sie das Fenster und besorgte es so kräftig, daß man es bis an den Hahnen hinab hörte. So wußte jedermann in der Schmidgasse, daß Frau Seybold zu Hause war. Wenn ihr Mann alle 2—3 Jahre einmal nach Hause kam, war die Wiedersehensfreude groß. „Geteilte Freud ist doppelte Freud", hieß es bei dem gutmütigen Weibchen. Deshalb lud sie die ganze Schmidgasse zum Kaffee ein, und wie das Nießen die Frau, so verriet jetzt der feine Geruch von Kaffee und Kuchen der Schmidgasse, daß der Mann zu Hause war.

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Diesel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. — Rotationsdruck der Rems-Zeitung

sollte die Durchbrechung des Gestühls, die durch Herausnahme der Eschenmaserfüllungen an den allermeisten Stühlen erfolgte, wieder ergänzt und damit der ursprüngliche geschlossene Eindruck wieder hergestellt werden[18]). Es waren offenbar kultische Zwecke, welche die Entfernung dieser Füllungen in einer nicht feststellbaren Zeit veranlaßten; der Einwand, daß es sich bei einem Gotteshaus nicht um ein Kunstdenkmal an sich, sondern um ein gottesdienstlichen Zwecken dienendes Gebäude handelt, ist durchaus richtig und beachtbar; die freundliche Gesinnung, mit der die katholische Kirche in ihren berufenen Vertretern der Kunst und Geschichte gegenüberstehen, läßt aber eine Lösung erhoffen, die der Bedeutung des Werkes entsprechend ist.

Es ist mir zum Schluß ein Bedürfnis, folgenden Stellen für die Unterstützung meiner Studien durch Hinweise und Auskünfte Dank zu sagen: den Herren Direktor Dr. Demmler und Dr. Verres vom Kaiser Friedrich-Museum Berlin, Direktor Dr. Buchheit und Dr. Walzer vom Schloßmuseum Stuttgart, Geheimrat Dr. Zimmermann vom Germanischen Museum Nürnberg, Dr. Feuchtmayer von der Alten Pinakothek München, der Städt. Archivdirektion in Nürnberg und Augsburg, dem Direktor des Städt. Archivs Dr. Stenzel Stuttgart, Herrn J. Wolfgang Rath Stuttgart, sowie der Kath. Kirchenpflege Gmünd für Ermöglichung der Aufnahmen. Walter Klein

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

(Fortsetzung)

5. Herzers Xander

Herzers Xander war ein Komiker, wie man ihn nicht alle Tage findet. Nach Feierabend saß er gerne im „Kübele", trank seine Maß und rauchte dazu aus einer Porzellanpfeife. Oft wurde er von den Gästen aufgefordert: „Xander, mach etwas!" Nur selten aber ließ er seine Künste sehen. War er aber in Stimmung, dann verzog er sein Gesicht zu greulichen Fratzen. Am meisten Anklang fand er, wenn er mit einer Gesichtshälfte lachte und mit der anderen weinte. Das hat ihm noch keiner nachgemacht.

Seine Künste als Komiker retteten ihn aus mancher Geldklemme. Jammerte das Weib zu Hause: „Xander, wir haben kein Holz mehr, kein Schmalz, keine Eier, wir sollten den Hauszins bezahlen und haben keinen Pfennig Geld," dann sagte er ruhig: „Weib, sei still, ich will schon Geld verschaffen!" Dann ging er in die Wirtschaften, schnitt seine Grimassen und trug allerlei spaßige Liedchen und Gedichte vor. Dadurch soll er oft Taschen

[18]) Die evang. Kirchenpflege St. Anna in Augsburg hat zum Reformationsjubiläum 1930 in erfreulicher Weise das Unrecht wieder gut gemacht, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Verstümmelung der Fuggerschen Grabkapelle aus „Nützlichkeitszwecken" begangen wurde. Die Renovierung erfolgte nach den Plänen und Gedanken, die Geheimrat Halm-München in seiner bekannten Veröffentlichung über die beiden Dauchers 1920 niedergelegt hatte.

voll Geld verdient haben. Ein Augenzeuge versichert, daß Xander einmal in einer halben Stunde 35 fl. eingenommen habe.

So ruhig der Mann das Jahr über war, an der Fastnacht konnte man ihn nicht halten. Einmal trieb er es gar toll. Da sollte erst am Aschermittwoch Abend die Fastnacht begraben werden. Um kein Aufsehen zu machen, wollte er sich mit seinen Freunden außerhalb der Mauern auf dem Zeiselberg treffen. Xanders Frau ahnte aber das Vorhaben. Um ihren Xander ans Haus zu fesseln, behandelte sie ihn am Aschermittwoch ganz besonders liebenswürdig. Sie klopfte ihm auf die Schulter und flötete, so süß sie noch konnte: „Lieber Xander, heute wollen wir uns einen schönen Tag zu Hause machen. Mehl und Hefe habe ich schon hergerichtet, auch die Schnitze und Zwetschgen kochen schon. Ich hol nur geschwind noch etwas Schmalz, dann gibt es die besten Fastnachtsküchlein. Zieh einstweilen deine Stiefel aus, und hole den alten Schlafrock!" Dem Xander wurde es ganz weh zumute. Auf dem Zeiselberg war alles schon bestellt, und er sollte jetzt brav wie ein Schulbube zu Hause seine Fastnachtsküchlein verspeisen. Schon sann er auf Flucht. Die Frau aber hatte dies geahnt, die Glastüre von außen verschlossen und den Schlüssel stecken gelassen. Gefangen! Das war das Einzige, was Xander noch denken konnte.

Doch kaum hatte er sich den trübseligsten Gedanken überlassen, da schellte es an der Glastüre. Xander schaute nach. Draußen stand die Milchfrau und verlangte den Milchhafen. War das ein Glück! Xander bat, die Türe aufzuschließen. Seine Frau habe in Gedanken den Schlüssel stecken lassen. Die ahnungslose Milchfrau willfahrte dem Wunsch. Xander schob den Schlüssel ein: der Weg in die Freiheit war gesichert. Zuvor aber wollte er die Heimtücke seiner Frau rächen. Deshalb leerte er ein gewisses Henkeltöpfchen mit seinem anrüchigen Inhalt mitten auf den Tisch und schrieb auf einen Zettel: „Liebes Weib, da hast du deinen Xander!" Nun ging es im Eilschritt auf den Zeiselberg. War da ein Leben und Treiben. Gar bald hatte Xander seine Fastnachtsküchlein vergessen. Am Donnerstag früh ging er nach Hause; aber kein Weib in der Stube, kein Weib in der Küche. Er ging in die Kammer. Da lag die Frau im Bett, den Kopf dick mit Tüchern eingebunden und schluchzte herzzerbrechend. Xander wurde plötzlich schlecht zu Mut und ängstlich fragte er: „Was fehlt dir denn, liebes Weib." „Na, laß mich nur sterben! Eher tot, als mit einem solchen Unflat weiterleben!" — Und wieder rannen die Tränen wie Bächlein. Sie erweichten rasch das Herz Xanders. Reumütig bat er um Verzeihung und schwur hoch und teuer, sich zu bessern. Was wollte die Frau machen? Sie verzieh eben wieder. Einige Tage hielt Xander auch Wort — weil er kein Geld mehr hatte. Bald aber begann er wieder sein altes Leben.

Xander verfaßte auch viele spaßhafte Lieder und Gedichte. Bei seiner Nachbarin aber hatte er sich einmal verrechnet. Als er diese in ziemlich derber Weise verspottete, verklagte sie ihn. Xander bekam 2 Tage Freiquartier hinter schwedischen Gardinen.

Seine Narretei brachte ihm ein frühes Grab. Bei einem Fastnachts-

umzug ritt er auf einem Pritschenwagen einen Schaukelgaul. Er schaukelte so närrisch, daß er das Uebergewicht bekam und bei der Johanniskirche vom Wagen fiel. Er brach ein paar Rippen. Nie mehr erholte er sich von dieser Verletzung. Nach einigen Wochen trugen sie ihn auf den Friedhof hinaus.

Lorch

Von Regierungsrat a. D. Marquart in Ludwigsburg

Wir sind weit entfernt, darüber berichten zu wollen:

1. daß Lorch in alter Zeit nach dem Ergebnis mehrfacher Ausgrabungen eine bedeutende römische Niederlassung und zugleich Militärstation war;

2. daß das schöne Dorf — später Marktflecken und seit 22. Juni 1865 Stadt Lorch — älter ist als das Kloster dieses Namens; denn schon 1060 baute Hildegard Witwe Heinrichts von Hohenstaufen geb. Gräfin von Helfenstein daselbst am Fuß des Berges eine Kirche und ein Stiftshaus.

3. daß das Kloster Lorch oder wie es ehemals hieß Liebfrauen- oder Marienberg vormals ein Benediktiner-Kloster gewesen sei, das im Jahr 1102 von dem Herzog Friedrich von Schwaben, seiner Gemahlin Agnes und seinen beiden Söhnen Friedrich und Konrad gestiftet wurde;

4. daß sowohl dieses Kloster durch seinen Stifter merkwürdig ist, dessen Geschlecht fast über 100 Jahre das Szepter des deutschen Kaisertums führte, als auch daß diese Klosterkirche durch reiche Gräber und Grabmale von Personen dieses Geschlechts sich auszeichne;

5. daß 1514 die Bewohner von Lorch am „armen Konrad", einem Bauernaufstand im Remstal teilnahmen, und 1525 sich das Landvolk im Remstal abermals empörte, ein Haufen das Tal heraufzog und das Kloster samt allen Urkunden niederbrannte, daß der Abt erschlagen, die Mönche verjagt und die Klosterschätze unter die wilde Rotte verteilt wurden;

6. daß Ende des 18. Jahrhunderts in der Klosterkirche Nachgrabungen angestellt, dabei sämtliche Gräber leer gefunden wurden, während doch bei der Eröffnung derselben 1475 die unleugbaren Beweise ihrer Echtheit bemerkt worden waren;

7. daß unter den Grabmalen das Steinbild eines Ritters sich vorfinden ließ, dessen Leib ganz zerfressen und aus dessen Haupt eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse hervorkriechen. Der Edelmann Ulrich von Wöllwarth soll der Sage nach hier auf der Jagd verirrt und sein Leichnam in diesem Zustand gefunden worden sein.

All das Aufgezählte soll nicht weiter geschildert werden, es haben dies berufene Federn beschrieben — vergl. Binder, Württ. Kirchenämter 1798, S. 83, Kaißer, Führer zu den Hohenstaufendenkmalen, Kirn, Lorch und seine Umgebung 1903. Zur Ergänzung soll in nächster Nummer einiges beigefügt werden.

(Schluß folgt)

Friedrich von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen, der von 1070 bis 1105 den Herzogshut trug, erzählt die Geschichte, daß er vieles tat, um das in der Nähe gelegene Gmünd in Aufstieg zu bringen; 1090 war Gmünd noch ein Dorf; Friedrich vergrößerte dasselbe, allein erst unter Kaiser Barbarossa 1152—90 erhielt Gmünd das Stadt-Recht und mehrere andere Freiheiten und blieb bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268 in deren Händen.

Als der Bruder des Herzogs Friedrich — Bischof Otto von Straßburg den 1096 unternommenen 1. Kreuzzug zur Eroberung des hl. Landes in Person mitmachte, brachte er bei seiner Rückkehr viele Schätze mit, die im Kloster Lorch aufbewahrt wurden. Mit Kaiser Konrad 3., dem ersten deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen († 1152) sollen viele Gmünder nach Palästina gezogen sein und obwohl nur wenige zurückkehrten, äußerte doch dieser Kreuzzug seine wohltätigen Wirkungen auch für Gmünder und Lorcher Verhältnisse. Die Hohenstaufen brachten Gelehrte und Künstler aus Griechenland mit, welche einen heilsamen Einfluß auf den Unterricht ausübten, indem man sich von diesen Griechen unterrichten ließ und das Gelernte im Leben anwandte.

Kaiser Konrad soll 1139 und 1144 persönlich in Lorch anwesend gewesen sein!

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

(Fortsetzung)

6. Der Duddenlatsch

Ein richtiger alter Naze voll Humor und toller Streiche war Baron Duddenlatsch. Er hieß eigentlich Otto Albrecht und wohnte auf dem Schmiedturm. Daraus schon ist zu ersehen, wie hoch sein Adelsbrief einzuschätzen war. In der Jugend war Albrecht ein strammer Kerl. Er soll der schönste Gardemann gewesen sein. Als er zum erstenmal von Stuttgart auf Urlaub kam, kehrte er sofort im Torbecken ein. Seine Freunde fragten ihn: „Woher des Wegs, Duddenlatsch?" — „Woher denn sonst, als von meinem Wilhelm." (Gemeint war König Wilhelm 1.) „Was hat denn der König gesagt, als er dich gesehen hat?" — „Na, was wird er gesagt haben? Grüß dich Gott, du alte Feldschmitte. Wie geht dirs denn? Du wirst von deinem Gmünd herauf wohl recht Hunger und Durst bekommen haben? He, Kathrin (die Königin Katharina), hol geschwind ein Krüglein Most herauf! Auf dem Simsen steht der Mostkrug, und dann bring auch etwas zum Vespern! Im Röhrle ist noch ein bißchen Kraut, und dann spring geschwind zum Metzger über die Straße und hole ein Paar rote Würste! Der Naze hat Hunger."

In diesem Ton bewegte sich seine Unterhaltung. Von dem schmucken Gardegrenadier ist außer seiner Länge später nicht mehr viel übrig geblieben. Duddenlatsch handelte mit Lumpen, schrie an allen Straßenecken herum und

gab den Kindern, wenn sie Lumpen brachten, die damals neuen Hauchbilder aus „Menschenhaut".

Geld hatte er fast nie, und sein Durst war immer groß. Einst schickte er seine Hauserin ohne Geld zum Nerschjockele (Wirtschaft Menrad), damit sie ihm Schnaps hole. Doch da schon allzu viel angekreidet war, kam sie ohne Schnaps zurück und sagte zur Stubentüre herein: „Ich habe keinen. Ihr sollt nur zuerst die anderen . . ." Doch Duddenlatsch ließ sie nicht aussprechen und sagte: „Hast recht, daß du keinen gebracht hast. Geh nur in den Löwen! Da hat man einen besseren!"

7. Der Spicker

Der Spicker war ein kleiner, gedrungener Mann von riesigen Körperkräften. Er konnte hupfen und laufen wie kaum ein anderer, und das konnte er zu seinem Handwerk vorzüglich brauchen. Spicker war nämlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein verwegener Wilddieb. Den Bauern war dies nichts weniger als unangenehm; denn er säuberte ihre Felder von Rehen und namentlich von Wildschweinen, die in der ersten württembergischen Zeit überreichlich gehalten wurden. Die Gmünder aber freuten sich über das Treiben Spickers, weil die württembergische Regierung der Stadt nicht nur die freie Jagd weggenommen hatte, sondern den Bürgern sogar Treiberdienste zumutete. Aber jedem schlägt einmal seine Stunde, und so wurde auch Spicker endlich von den Landjägern erwischt. Er hatte ihnen genug Schnippchen geschlagen und ihnen bei Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Schwer gefesselt wurde er nach Oberdischingen und dann nach Ulm geführt und dort im Garnisonszuchthaus eingesperrt.

Kurze Zeit darauf gingen seine Freunde nach Lindach zum braunen Bier. Wie sie so ihre Gläser leerten, erzählten sie sich die Heldenstücklein Spickers. „Wie wird es ihm in Ulm ergehen?" fragte der eine. „Der sieht den hellen Tag nicht mehr," meinte der andere. Der dritte wußte von einem neuen königlichen Befehl, nach dem jeder Wilddieb mit dem Tod bestraft werden sollte. Wie sie sich so unterhielten, ertönte plötzlich ein scharfer Pfiff. Erschrocken fuhren sie in die Höhe: „Das ist Spickers Pfiff!" Und in der Tat: die Büsche teilten sich, und heraus trat Spicker. „Um Gottes Willen, Spicker, wo kommst du her?" riefen alle gleichzeitig. „Wo werd ich herkommen? Von Ulm." — „Ja, wie kommst du nach Gmünd?" — „Ich habe meine Fesseln aufgemacht; dann hab ich die Stäblein am Fenster ein bißchen auseinandergebogen. Dann bin ich die drei Stockwerk herabgesprungen und nach Gmünd gelaufen. Das ist alles. Jetzt habe ich aber Hunger und Durst." Nun ging es hoch her. Als es aber Nacht wurde, verschwand Spicker in den Waldungen im Schießtal, und von nun ab verschwanden auch wieder Hirsche, Rehe und Hasen in ungezählter Zahl.

Lange trieb er sein gefährliches Handwerk weiter. Dann wurde er wieder erwischt und auf die Gmünder Wache eingeliefert. Zwei Soldaten sollten

ihn gefesselt nach Ulm überführen. Sie gingen, um kein Aufsehen zu machen, mit ihm zum Bockstor hinaus und außerhalb der Stadtmauer der Rems entlang. Da Spicker mit schweren Ketten gefesselt war, gaben die Soldaten nicht sonderlich acht auf ihn. In der Gegend, wo jetzt das Gaswerk steht, standen damals in dem Stadtgraben viele Zwetschgenbäume. Spicker hatte einen günstigen Platz erspäht, sprang plötzlich in den Stadtgraben und erkletterte trotz seiner Fesseln gewandt wie eine Katze einen Zwetschgenbaum. Glücklich erreichte er die Stadtmauer und sprang auf der anderen Seite in die Stadt hinein. Beim Messinggießer Herlikofer in der Honiggasse schlug er sich die Fesseln weg. Dann war und blieb er verschwunden. Die Soldaten hatten in ihrem Schrecken gar nicht gewahrt, daß er über die Stadtmauer geklettert war. Lange noch stöberten sie mit ihren Bajonetten in dem Gestrüpp des Stadtgrabens herum; denn sie glaubten, er habe sich dort versteckt.

Spicker trieb nun seine Wilddiebereien toller als je zuvor. Das war nur möglich, weil er bei Bauern und Städtern gute Freunde hatte. Einigemal wurde er beim Rehnenhof gesehen. Ein württembergischer Beamter versprach deshalb dem Rehnenbauern eine hohe Belohnung, wenn er ihm verraten wolle, wann Spicker wieder im Rehnenhof vorspreche. Der Bauer aber sprach: „Ich bin kein württembergischer Spürhund. Was der Spicker tut, geht mich nichts an. Mir hat er noch nie geschadet. Wenn er in den Rehnenhof kommt, dann ist Spicker Herr im Rehnenhof. Dann soll er hier schalten und walten, wie er will. Meint Ihr, ich reize Spicker durch einen Verrat, daß er mir den roten Hahn aufs Dach setzt? Und wer schießt mir die Wildschweine ab, wenn der Spicker fort ist? Nein, sucht euch nur einen anderen Gehilfen!"

Endlich aber war das Maß voll. Nach langer Zeit wurde Spicker wieder ergriffen und dann unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nach Ulm abgeführt. Dort soll er kurze Zeit darauf im Zuchthaus gestorben sein. Der Sohn der Freiheit konnte den Zwang nicht ertragen.

Das Bild des Polizeidieners Kränzle,

dessen Persönlichkeit in Nr. 10 der „Gmünder Heimatblätter" geschildert wurde, ist zur Zeit im Schaukasten des Optikers Schmid (Milchgasse) zu sehen.

Der christliche Kalender

Im Hundertjährigen Kalender des Lahrer Hinkenden Boten lesen wir:

„Von den alten Kalendern. Der Kalender in der heutigen Gestalt hat sich vornehmlich aus dem im alten Rom gebrauchten Kalender entwickelt. Bei den Römern hieß der erste Tag in allen Monaten calendae, was so viel heißt wie „ausgerufen", weil diese ersten Tage eines Monats öffentlich verkündet wurden. Bis aber der Kalender ein Lese- und Nachschlagebuch

aus: Gmünder Heimatblätter 5, 1932, S. 41-45, S. 59-61;
sowie Gmünder Heimatblätter 6, 1933, S. 93-96

Religionshändel in Gmünd zur Reformationszeit

Von A. Deibele

Benützte Literatur: Klaus: Zur Geschichte der kirchlichen Verhältnisse der ehemaligen Reichsstadt Gmünd usw. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 11 und 13. — Wagner, E.: Die Geschichte der Reichsstadt Gmünd in den Jahren 1523 bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. In den Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, verschiedene Jahrgänge. — Grimm, M.: Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd, 1866. — Debler: Geschichte der . . . . Reichsstadt Gmünd. (Handschriftlich auf dem Rathaus in Gmünd.) — Zeller: Andreas Althammer als Altertumsforscher, W. Vjh. 1910, 4.

*

Deutschland verdankt den Klöstern unendlich viel. Sie bekehrten unsere heidnischen Vorfahren und besorgten lange Zeit allein die Seelsorge. Auf wirtschaftlichem Gebiet waren die Klöster treffliche Lehrmeister. Ackerbau und Viehzucht, Obst- und Gartenbau erfuhren grundlegende Verbesserungen. Das Handwerk wurde bei uns durch die Klöster erst eigentlich geschaffen. Kunst und Wissenschaft wurden zum erstenmal den Massen des Volkes übermittelt. Bewundernd schauen wir noch heute auf die Männer und Frauen im Ordensgewand. Sie haben Heimat und Vaterland verlassen und sind in die düsteren Wälder Deutschlands gezogen. Unter großen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren haben sie unserem Volk die christliche Kultur gebracht, keinen anderen Lohn erwartend als Vergeltung im Jenseits. Die Namen der Tapferen sind fast alle vergessen. Wir aber, als die Erben ihrer Arbeit, schulden ihnen heute noch ein dankbares Gedenken.

Am Ende des 15. Jahrhunderts waren leider manche Klöster in Deutschland nicht mehr auf der stolzen sittlichen Höhe der Vergangenheit. Viele Ursachen haben ihren sittlichen Niedergang verschuldet. So wurden z. B. den Klöstern aus adeligen, aber auch aus bürgerlichen Ständen viele Insassen aufgedrängt, welche alles mehr besaßen als klösterlichen Geist. Hiedurch sanken die Klöster vielfach zu Versorgungsanstalten für nachgeborene Söhne und Töchter herunter. Ja, es war nicht selten, daß ungeratene Söhne und Töchter, namentlich aus adeligen Geschlechtern, „zur Strafe" in ein Kloster gewiesen wurden. Viele Stiftungen wurden nur unter der ausdrücklichen Bestimmung gemacht, daß die Klöster oder klosterähnlichen Anstalten als Gegenleistung Angehörige einer bestimmten Familie aufnehmen müßten. So konnte es nicht ausbleiben, daß manche Klöster herunterſanken. Auch der Weltklerus ließ zur damaligen Zeit manches zu wünschen übrig. Gewiß fehlte es auch jener Zeit nicht an zahlreichen würdigen, sittlich hochstehenden Weltgeistlichen; gar manche waren aber leider keine Zierde ihres Standes. Dazu kam, daß die Ausbildung der Geistlichen zu jener Zeit vielfach ganz ungenügend war, und daß die Einkünfte sehr vieler Pfarreien so ungünstig waren, daß sie zu einem standesgemäßen Leben der Inhaber nicht ausreichten. Wohl haben sich manche Päpste und Bischöfe mit großem Eifer diesen Zuständen entgegengestemmt; allein erst die großen Reformen des Konzils von Trient brachten der kath. Kirche die innere Erneuerung.

Von dem Zerfall der Klöster war auch Gmünd nicht unberührt geblieben. Das beweisen die Reformversuche, die zu jener Zeit auf

das Drängen des Rats, namentlich im Frauenkloster Gotteszell, durchgeführt wurden. Aber auch in anderen Klöstern hiesiger Stadt hatte sich die Zucht bedenklich gelockert. So führte der Magistrat namentlich große Klage gegen die Augustiner und Barfüßer (Ratsprotokoll vom 11. Aug. 1523, vom 2. Sept. 1524, vom 7. Sept. 1525 usw.). Ebenso scharf sind die wiederholten Klagen des Magistrats über manche Weltgeistliche in Gmünd und seinem Gebiet. So fand die Reformation in Gmünd günstigen Boden. Daß unsere Stadt damals nicht wie die meisten anderen Reichsstädte die Reformation angenommen hat, verdankt sie in erster Linie dem Magistrat, der zu allen Zeiten — das Jahr 1546 ausgenommen — treu zur alten Kirche stand. Unter den Bürgermeistern war es namentlich Rauchbein (die Rüstung im Münster soll ihm gehört haben, was aber nicht wahrscheinlich ist), der in den stärksten Erschütterungen die kath. Sache gegen den kühn aufstrebenden Protestantismuß erfolgreich verteidigte.

Zum erstenmal scheint die neue Lehre im Jahr 1523 in Gmünd Fuß gefaßt zu haben. Nach Augsburger Quellen soll damals der Barfüßermönch Joh. Schilling, gebürtig aus Blaufelden, als evangelischer Prediger aufgetreten sein. Die Gmünder Akten melden jedoch nichts von ihm. Die neue Lehre scheint sich aber in Gmünd rasch ausgebreitet zu haben; denn schon 1524 verlangt eine Anzahl Bürger einen evangelischen Prediger. Der Rat aber weist die Bittsteller ab und ordnet bald darauf an, daß niemand Luthers neue Lehre, Bücher, Gemälde, Lieder annehmen, lesen, singen, kaufen oder feilhaben dürfe.

Sieht man von dem zu wenig verbürgten Auftreten Schillings ab, so ist anzunehmen, daß bis 1524 die hiesigen Anhänger Luthers nur Laienprediger hatten. Das wurde anders, als der Geistliche Andreas Althammer aus Reutlingen dem hiesigen Stadtpfarrer Köllin als Helfer (Vikar) um die Mitte 1524 beigegeben wurde. Dieser Andreas Althammer war ein außergewöhnlich begabter Kopf, der sich später durch Erläuterung römischer Schriftsteller einen großen Namen machte. Er wurde um das Jahr 1500 zu Brenz a. d. Brenz als Bauernsohn geboren. Sein Onkel war Geistlicher in Augsburg. Dieser nahm sich des begabten Knaben an und schickte ihn auf die Schulen in Augsburg. Seine akademischen Studien machte Althammer auf den Universitäten Leipzig und Tübingen. In Halle und Reutlingen wirkte er eine Zeitlang als Gehilfe an der Lateinschule. Vom Bischof von Augsburg empfing er die Priesterweihe und wurde dann — nach nicht ganz übereinstimmenden Angaben — Helfer des Pfarrers in Reutlingen. Von dort aus kam er, wie schon gemeldet, als Gehilfe des Stadtpfarrers Köllin nach Gmünd. Alsbald begann er Luthers Lehre in hiesiger Stadt zu predigen. Nach dem baldigen Tod Köllins bewarb er sich um die hiesige Stadtpfarrstelle, unterlag aber seinem Mitbewerber Schleicher. Diesem, einem streng kathol. Mann, leistete er keinen Gehorsam und fuhr mit seinen Predigten fort. Daraufhin wurde er von Stadtpfarrer Schleicher seines Amtes enthoben. Als Althammer sich darüber beim Magistrat beschwerte (1525), wurde seine Beschwerde abgewiesen mit der Begründung, daß es im Belieben eines Pfarrers stehe, einen Gehilfen anzunehmen oder zu entlassen. Doch hatte sich Althammer inzwischen einen großen Anhang verschafft, so daß der evangelisch gesinnte

Teil der Bürgerschaft ihn als Pfarrer annahm und auch besoldete. Althammer setzte sogar durch, daß die Anhänger der neuen Lehre öffentlich Gottesdienst halten durften. Allerdings durfte nur mit der kleinen Glocke zur Kirche geläutet werden. Althammer scheint ein sehr temperamentvoller Mann gewesen zu sein. Als ein hochangesehener Geistlicher des Predigerordens eine Predigt hielt, drang Althammer mit 50—60 Anhängern in die Kirche ein, fiel dem Prediger mit großem Ungestüm in die Rede, schrie gegen ihn auf die Kanzel und verjagte ihn. Ja, ein Teil seiner Anhänger drang selbst in die Klosterräume ein und verübte allerlei Unbilden. Das wiederholte sich am Osterfest desselben Jahres. Da zertrümmerten Althammers Anhänger die Klosterfenster, schleppten, was zu essen war, heraus und trugen den Wein in Schöpfern und Kübeln auf die Straße. Die ganze Stadt wurde in Aufruhr versetzt, und die Aufständischen bemächtigten sich der Torschlüssel. Ueberall fanden Zusammenrottungen statt. Althammer setzte die Absetzung des Städtemeisters und eines Teils des Rats (14 von seinen 24 Mitgliedern) durch und bildete einen evangelischen Ausschuß, dem der Rat die Eigenschaft einer ständigen Behörde zubilligen mußte. So war also 1525 eine katholische und eine evangelische Abteilung gleichzeitig nebeneinander im Stadtregiment. Der Geist des Aufruhrs war aber inzwischen so gewachsen, daß sich die evangelische Abteilung vereint mit der katholischen gegen die Unruhestifter wenden mußte; denn diese hatten es hauptsächlich auf das Eigentum der Geistlichen abgesehen.

Im selben Jahr (1525) verheiratete sich Althammer mit einer hiesigen Bürgerstochter. Als er aber kirchlich eingesegnet werden wollte, konnte er keinen Geistlichen, ja nicht einmal die obrigkeitliche Genehmigung dazu erhalten. Kurz entschlossen drang er mit einer Anzahl bewaffneter Anhänger in die Kirche und segnete seine Ehe selbst ein. Darauf bewarb er sich um das hiesige Bürgerrecht, da seine Frau eines hiesigen Bürgers Kind sei. Der Rat aber verweigert ihm das Bürgerrecht, da er sich wider die christliche Ordnung verheiratet und selbst eingesegnet habe. Erst wenn er vom Bischof von Augsburg geprüft und von diesem bestätigt worden sei, wolle der Rat seiner Angelegenheit näher treten. Ferner wurde nun Althammer auf das strengste verboten, in Gmünd und außerhalb der Stadt zu predigen. Am selben Tag, an dem dieses Althammer eröffnet wurde (8. Juli 1525), ließ der Rat vier Mitglieder des evangelischen Ausschusses kommen und teilte ihnen mit, daß es gegenüber dem Kaiser und dem Schwäbischen Bund nicht verantwortet werden könne, in der Stadt zwei Räte zu dulden. Daraufhin wurde der evangelische Ausschuß aufgelöst. Die Vorkommnisse seit dem Auftreten Althammers in hiesiger Stadt wurden dem Kaiser und dem Schwäbischen Bund berichtet. Nun wurde Althammer mit seiner Frau gewaltsam aus der Stadt geschafft.*) Er begab sich nach Wittenberg und versuchte zweimal um die

* Nach Wagner „Württ. Vjh. für Landesgeschichte F. 14. 2. S. 247" soll in Verbindung mit den Unruhen des Bauernkriegs ein Hilfskorps des Schwäbischen Bundes in die Stadt eingerückt sein. Dieses habe zuerst Althammer nachgestellt, bis er sich durch Flucht rettete. Durch einen „Staatsstreich" sei dann am 24. August 1525 der neue Rat mit seinen 15 evangelischen und 15 katholischen Mitgliedern gestürzt und der alte (rein katholische) Rat wieder eingesetzt worden.

Erlaubnis nach, als Pfahlbürger in Gmünd aufgenommen zu werden. Es wurde ihm aber eröffnet, wenn er sich nochmals in Gmünd sehen lasse, werde man ihn gefänglich einziehen. (1539 starb Althammer als Pfarrer in Ansbach.)

Mit Althammer hatten die Anhänger der neuen Lehre ihren Führer verloren. Jetzt bekam der Magistrat Zeit, sich wieder gegen die Klöster zu wenden. In einigen von ihnen, namentlich bei den Barfüßern und Augustinern, hatte sich die Zucht so bedenklich gelockert, daß man befürchten mußte, sie würden ins evangelische Lager übergehen. Der Rat, als Schutzherr dieser Klöster, droht den Klosterinsassen schärfste Strafe an, wenn sie sich nicht gebührlich aufführen wollten.

Namhafte Unterstützung seitens der katholischen Geistlichkeit erhielt der Rat um diese Zeit vor allem von den Franziskanern. Unter diesen war es besonders der Guardian Pater Laib, der mit großem Eifer die Gegenreformation in die Wege leitete. Er bediente sich dabei der Althammerschen Methoden und drang mit starkem Anhang in die Kirchen ein, in welchen die Evangelischen ihren Gottesdienst abhielten, verjagte die evangelischen Prediger von der Kanzel und hielt nun selbst eine Ansprache an das Volk.

Im Jahr 1527 zeigten sich die ersten Wiedertäufer in der Stadt. Gegen sie ging der Rat mit unerbittlicher Strenge vor. Er wurde dabei von der evangelischen Partei kräftig unterstützt; denn diese sah in den Wiedertäufern gefährliche Gegner. Wiederholte Mahnungen und Warnungen des Rats an die Wiedertäufer fruchteten nichts; auch Strafen blieben erfolglos. Da ging der Rat sogar so weit, daß er einen evangelischen Prediger von Göppingen kommen ließ, um die Wiedertäufer von ihrer Lehre abzubringen. Dieser besuchte die eingekerkerten Sektierer und jeden, der im Verdacht stand, der Wiedertäuferei geneigt zu sein. Der Erfolg aber war nur gering, ja die Sekte nahm allmählich einen bedrohlichen Umfang an. Dies war für die Stadt eine große Gefahr; denn die Wiedertäufer waren nicht nur religiöse Schwarmgeister, sondern sie entwickelten sich immer mehr zu einer politischen Umsturzpartei. (Siehe die Herrschaft der Wiedertäufer in Münster in Westfalen!) * Da ließ der Rat 1528 einige wiedertäuferische Bürger kurzerhand vor das Stadttor hinausführen und verwies ihnen auf ewig die Stadt und ihr Gebiet. Noch strenger ging man im folgenden Jahr gegen die Wiedertäufer vor. Diese hatten in Martin Zehntmajer von Langenmeß einen schwärmerischen, gefährlichen Führer erhalten. Der Rat ließ nun sämtliche Wiedertäufer vor sich laden und forderte sie zum Widerruf auf. Vierzig von ihnen blieben bei ihrer Lehre. Sie wurden bei Wasser und Brot eingekerkert. Wer sich zum Widerruf entschloß, wurde freigelassen. Nach 42 Wochen strenger Haft waren es noch sieben, die nicht von ihrer Ansicht lassen wollten. Diese wurden über die Remsbrücke an das Remsufer geführt und enthauptet. Unter ihnen befand sich ein 15jähriger Knabe. Am Tag der Hinrichtung wurden

* Luther selbst hielt die Gefahr durch die Wiedertäufer für so groß, daß er trotz der Reichsacht, die über ihn verhängt war, die Wartburg verließ und 8 Tage lang in Wittenberg gegen die neue Sekte predigte und dabei „die Schwarmgeister auf die Schnauze hieb".

60 Mann zu Pferd und 200 Mann zu Fuß aufgeboten, um einen etwaigen Aufruhr im Keim ersticken zu können.

Auch auf das Land kam die schwärmerische Sekte. Die Protokolle berichten aber nur von einzelnen Fällen. Selbst 1580 wird noch ein Fall von Wiedertäuferei in Mutlangen erwähnt. (Fortsetzung folgt)

Etwas über das Gmünder Stadtspital zum Hl. Geist

(Betreuung durch barmherzige Schwestern)

Von Regierungsrat a. D. Marquart in Ludwigsburg

Dem Stadtspital in Gmünd stand im Jahr 1849/50 eine große Umgestaltung bevor. Das Spital zu St. Katharina sollte damals eingehen und Pfründner und Kranke in das Stadtspital übersiedelt werden. Es war damals in Aussicht genommen, die Dienst- und Pflegeangestellten durch „barmherzige Schwestern" zu ersetzen. Die neue Einrichtung sollte im Verlauf der Jahre 1850 und 1851 eintreten, wovon eine weit bessere Verpflegung aller Kranken zum voraus erwartet wurde.

Allein die Akten vom Jahr 1851/52 erzählen weiter, von der Umgestaltung der zwei Spitäler, welche schon zwei Jahre im Werk ist, ist noch nichts in Ausführung gekommen. Beide Anstalten befinden sich in den bisherigen Verhältnissen. In dem Stadtspital waren 1851/52 98 Pfründner und Kranke, im St. Katharinenspital 62. Die Verpflegung der Pfründner und Kranken war in beiden Anstalten gut, die Reinlichkeit ausgezeichnet. Wenn sich das Katharinenspital durch seine freundliche Umgebung auszeichnete, so war der Stadtspital durch seine baulichen Einrichtungen — nach der Auffassung der damaligen Zeit — wirklich großartig. Wann die Umgestaltung dieser beiden Spitäler bezw. die Aufhebung des Katharinenspitals und dessen Vereinigung mit dem Stadtspital und die Uebergabe der Kranken an die barmherzigen Schwestern statt haben werde, war 1851/52 noch nicht bekannt. Die Uebersiedlung der Insassen des Katharinenspitals in das Stadtspital und die Einigung beider Spitäler werde noch auf Schwierigkeiten stoßen, weil man froh sein müsse, daß man außerhalb der Stadt ein Bauwesen habe, das man bei ausgebreiteten ansteckenden Krankheiten benutzen könne. Auch waren im Stadtspital noch keine Räume vorhanden für Geisteskranke, Krätzige, Krebskranke usw., und müßten solche zuvor noch erstellt werden. Daß aber die Krankenpflege in Gmünd den barmherzigen Schwestern übergeben werden solle, hierüber könne man sich nur freuen, wenn man manche weniger günstige Eigenschaften wie Ungeduld usw. der gewöhnlichen weltlichen Krankenwärter kennen gelernt habe. Die barmherzigen Schwestern und deren Pflege lernt erst der recht schätzen, der selbst schon krank gewesen ist und von ihnen verpflegt wurde.

Gleich eingangs des Jahres 1852/53 erwähnen die Akten, daß die Umgestaltung der zwei Gmünder Spitäler, welche schon seit drei Jahren im Werk gewesen sei, im August 1852 zur Ausführung gelangt sei. Durch die Berufung von barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul aus Straßburg und durch die Uebergabe des Stadtspitals an dieselben sei eine

Religionshändel in Gmünd zur Reformationszeit

Von A. Deibele (Fortsetzung)

Wenden wir uns wieder den Evangelischen zu. Sie heißen seit dem Reichstag zu Speier (1529) Protestanten, weil sie dort gegen einen Beschluß der katholischen Partei Protestation eingelegt hatten.

In den Jahren 1528/29 herrschte in Gmünd eine gefährliche Seuche. Der protestantisch gesinnte Teil der Bürger verweigerte auf dem Todbett dem kath. Geistlichen den Besuch. Daraufhin verordnete der Magistrat (7. Jan. 1529), daß Hausväter und Verwalter von Häusern, in welchen Kranke ohne die Sterbsakramente sterben, bestraft werden, wenn sie die Kranken nicht zum Empfang der Sterbsakramente ermahnen. Wer aber in seinem Irrtum stirbt, soll vom Wasenmeister (Schinder) begraben werden, entweder morgens früh oder abends spät.

Trotz dieser strengen Maßnahmen lebte in Gmünd immer noch eine große Zahl heimlicher Protestanten. Sie hielten sich sogar, natürlich auch heimlich, einen Prediger. Er hieß Franz Stadion und stammte aus Göppingen. Neue Verbote gegen das heimliche Predigen, das sog. Winkelpredigen, und das Rottieren wurden erlassen. Ferner wurde aufs strengste verboten, die Psalmen in deutscher Sprache zu singen. Ein kath. Geistlicher (Sebald Platner), der der neuen Lehre zuneigte, wurde aus der Stadt geschafft und ihm die Kaplanei Dewangen gegeben. Als aber alles dies nichts half, ließ der Magistrat mehrere Protestanten einkerkern. In jener Zeit war es auch, daß die Ratsherren die Sitte annahmen, zum Zeugnisse ihres kath. Glaubens mit dem Rosenkranz in der Hand zu den Sitzungen zu erscheinen. Diese Sitte hat sich bis 1803 erhalten.

1531 stellten sich auch die Zunftmeister offen auf die Seite des Magistrats gegen die Protestanten. Trotzdem flackerte der Protestantismus hier immer wieder auf. So mußte der Magistrat 1542 der Bürgerschaft einschärfen, daß Leute, die sich weigern, die Sakramente zu empfangen, kein christliches Begräbnis haben sollen. Andererseits nahm sich der Magistrat kräftig der katholischen Geistlichen an, die aus protestantisch gewordenen Gebieten vertrieben worden waren. So finden wir in jener Zeit in Gmünd als kath. Geistliche vertriebene Mönche aus Adelberg, Geistliche aus Winterbach, Nördlingen, Ulm u. a. Orten.

Den schwersten Rückschlag erfuhr die kath. Sache 1546 durch den Schmalkaldischen Krieg. Gmünd wurde damals durch die prot. Heere erobert.*) Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Sieger, ließ nach der Eroberung der Stadt die Aufforderung ergehen, „daß die Stadt das Papsttum und alle kath. Zeremonien abschwören und die Augsburger Konfession annehmen solle". Unter dem Druck des Zwangs gehorchten Bürgermeister und Rat. Die sonst so stolzen, unbeugsamen Männer schreiben am 11. Dez. 1546 demütiglich an die Stadt Nürnberg:

*) Siehe die Tafel und die eingemauerte Kanonenkugel in einer der linken Seitenkapellen des Münsters!

„Nun ist uns aber in dem Eid, so wir dem Kurfürst Johann Friedrich geschworen, auferlegt, von dem Papsttum und abgöttischen Zeremonien und Mißbräuchen abzustehen und dagegen das heilfertige und allein seligmachende Gotteswort Augsburgischer Konfession anzunehmen und nach gelehrten, christlichen und rechtschaffenen Predigern zu trachten, die uns das göttliche Wort samt christlicher Religion auch demselben gemäß pflanzen und anrichten. Dieweil nun wir in dem gehorsamlich zu erzeigen uns schuldig erkennen, so bitten wir die Nürnberger, uns einen oder zwei ihrer lutherischen Prädikanten zu schicken mit dem Befehl, daneben unsere Kirche zu ordnen und zu reformieren, wie das alles der Augsburger Konfession nach sein soll. Und das, bis wir selbst Prädikanten nachgezogen hätten." — Doch schon acht Tage später, als Gmünd von den noch in der Stadt befindlichen 2 Fähnlein schmalkaldischer Truppen befreit war, wandte sich der Rat an den Kaiser und berichtete verschämt und ängstlich von dem Vorgefallenen. Der Kaiser entband den Rat und die Gemeinde ihres aufgezwungenen Eides, den sie dem Herzog von Sachsen geschworen hatten. Am 19. Dez. 1546 schwören Rat und ganze Gemeinde „fröhlichen Herzens", daß sie „aufs neue Huldigung tun nach denen alten christlichen Zeremonien, wie von uraltes gehalten, nichts ändern, und was schon geändert worden, nach dem kath. Kirchengebrauch halten". Bald wurden die Protestanten in Gmünd wieder als ketzerische Sekte behandelt.

Kurz vor dem Schmalkaldischen Krieg ging das Patronatsrecht der hiesigen Stadtpfarrkirche vom Domstift zu Augsburg an den Gmünder Rat über (1544). Der erste Stadtpfarrer, den der Rat dem Bischof von Augsburg vorschlug, war Jakob Spindler, ehemaliger Benediktiner in Lorch, ein großer Gelehrter. Spindler bekam die hiesige Pfarrstelle zuerst provisorisch, dann nach dem Tod des Stadtpfarrers Avunculus auch ständig. Spindler, in Verbindung mit dem Bürgermeister Rauchbein, war nun die stärkste Stütze der kath. Sache. Das Augsburger Interim, das eine protestantisch-katholische Mischreligion vorsah (1548), wurde abgelehnt und erklärt, die Stadt wolle wie bisher bei ihrer alten Religion bleiben. Politische Ereignisse, namentlich der Kampf Moritz' von Sachsen gegen den Kaiser (1552) waren der Bekämpfung der neuen Religion nicht günstig. Die protestantischen Heere lagerten nicht allzuweit von der Stadt, nämlich bei Crailsheim, Dinkelsbühl, Ulm und Marchtal. Die Stadt mußte den protestantischen Fürsten Hilfsgelder bezahlen, um vor einer Besetzung wie 1546 befreit zu werden. Vom Kaiser war keine Hilfe zu erwarten, da er bald fluchtartig Innsbruck verlassen mußte. Nach Beendigung des Kriegs (Friede zu Passau 1552) nahm Spindler wieder den Kampf gegen den Protestantismus auf. Er mußte aber sehen, daß in den Zeiten, da der Kampf nicht kräftig geführt worden war, die neue Lehre wieder stark zugenommen hatte. So beklagt sich Spindler gegenüber dem Rat 1554, daß wieder viele Sektierer in hiesiger Stadt seien, daß die Winkelpredigten gestattet werden und im vergangenen Jahr die halbe Gemeinde nicht die Sakramente zur Osterzeit empfangen habe. Außerdem habe sich ein Nebenpfarrer (Schreppel) im Spital aufgetan. Dieser predige öffentlich, daß er lutherisch sei. Er lehne die Ohrenbeicht ab und spende das Abendmahl unter zwei Gestalten. Er (Spindler)

habe dagegen geschrieen, „daß ihm der Hals hat krachet". Auch die beiden Gehilfen Spindlers — also etwa Vikare — seien ungehorsam und unfleißig und fahren ihn an wie hauende Schweine. Das Freitagsgebot werde nicht mehr gehalten, und in die Kirchhöfe treibe man Kühe, Schweine und Gänse, die unter den Aemtern bis in den Chor einlaufen. Spindler ist seines Amtes so überdrüssig, daß er mit Rücksicht auf seine Altersgebrechen bittet, der Rat möge binnen Jahresfrist nach einem anderen Stadtpfarrer schauen. Auf die Klagen Spindlers wurde Schreppel das Predigen untersagt, und er von seinem Amt entfernt.*) Damit hatte die kath. Kirche in Gmünd wieder die Alleinherrschaft. Das Vorgehen Spindlers 1554 war in Zukunft für die kath. Sache in hiesiger Stadt außerordentlich wichtig. Im folgenden Jahr 1555 wurde nämlich der Augsburger Religionsfriede geschlossen. Dieser bestimmte, daß jede Kirche den eben errungenen Besitzstand erhalten dürfe. Da nun 1555 der Protestantismus hier nicht anerkannt war, auch kein Prediger nachgewiesen werden konnte, so konnte von nun an der Rat auf Grund dieses Religionsfriedens jede Neuerung mit Recht unterdrücken. (Spindler starb 1565 im Ruhestand.)

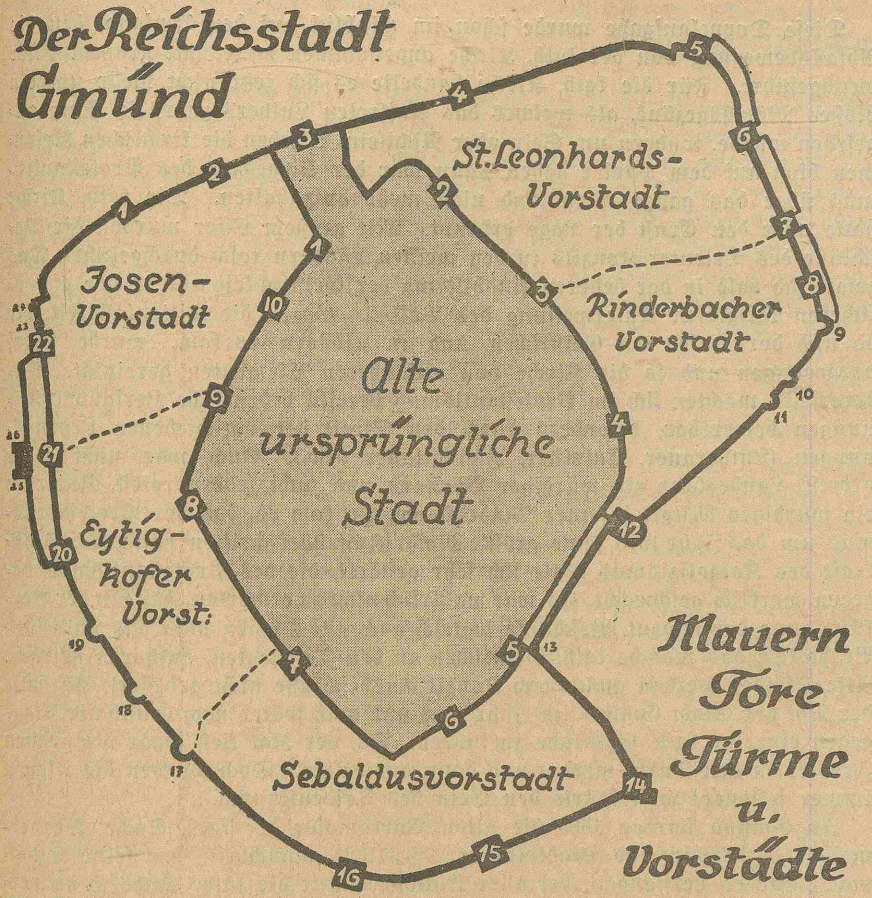
Trotz des festen Bodens, den jetzt die kath. Partei unter den Füßen hatte, stand der Protestantismus immer wieder auf. Inzwischen aber war für die kath. Kirche ein Ereignis eingetreten, das von entscheidender Bedeutung war, nämlich der Schluß des Konzils von Trient (1563). Dieses Konzil hatte die sittliche Erneuerung der kath. Kirche an Haupt und Gliedern mit großem Eifer angefaßt. Die Kirche drängte nun mit aller Macht auf die Durchführung der Beschlüsse von Trient. War es bis jetzt hauptsächlich die Gewalt, welche in hiesiger Stadt die Neuerung unterdrückte, so war es in der Folgezeit die sittliche Kraft, welche wieder neu in die kath. Kirche einströmte. Bald sehen wir die kath. Kirche, gestützt auf diese kath. Reformation, allenthalben zum Angriff gegen den Protestantismus vorgehen. In unserer Heimatstadt spielt sich nun der Endkampf zwischen den beiden Bekenntnissen ab. Der Ausgang konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

(Fortsetzung folgt)

Wo hat Goethe in Gmünd gewohnt?

In seinem Tagbuch bemerkt Goethe ausdrücklich, daß er hier in der Post abgestiegen sei. Wo war die damalige Post? — Grimm berichtet in seiner Chronik der Stadt Gmünd, daß die alte Post in dem Gebäude war, das jetzt im Besitz von Mechanikermeister Eisele ist. Zu diesem Gebäude gehörten früher noch 2 weitere Häuser, die hart aneinander gebaut waren, nun aber längst abgebrochen sind. Ihr Grund und Boden wurde zu einem Garten umgeschaffen. Dieser wurde erst vor etwa 25 Jahren wieder überbaut. Die älteren Bewohner Gmünds erinnern sich wohl noch des zierlichen Garten-

*) Der Chronist Dobler berichtet über diese Zeit (Band V, S. 87): „Der alte römisch-apostolische Glaube (war) bei allhiesigen Inwohnern ziemlich verkaltet, insonderheit die vormals schon ausgerotteten Wiedertäufer wiederum eingerissen und neben diesen die Zwinglianer, Calvinisten, Lutheraner und andere sich haufenweis eingenistet haben."



Zu ihnen kommt noch ein Vorwerk, welches sich vom Eytigkofertor bis zum Josentor erstreckte. Dieses hatte gegenüber dem 5knöpfigen Turm ein Einlaßtor, das von 2 starken Türmen flankiert war. Davor stand das Zollhaus. An der östlichen äußeren Stadtmauer waren gleichfalls Vorwerke (Zwinger), die vom Schmiedtor bis zum ersten Halbturm oberhalb des Rinderbachertors sich hinzogen.

Kustos Keck

Religionshändel in Gmünd zur Reformationszeit

(Vom Ende des tridentinischen Konzils bis zum vollständigen Sieg der katholischen Sache in Gmünd). Fortsetzung von Jahrg. 1932, Nr. 5.

Albert Deibele

Das Konzil von Trient (1545—63) hatte sich die doppelte Aufgabe gestellt:

1. die sittliche Erneuerung der kath. Kirche;
2. die klare Herausstellung der kath. Glaubenssätze, namentlich der Unterscheidungslehren, gegenüber den protestantischen Kirchen.

Diese Doppelaufgabe wurde schon im Hinblick auf den Umfang, den die Abfallsbewegung von der kath. Kirche angenommen hatte, mit großem Eifer durchgeführt. Für die kath. Kirche handelte es sich jetzt nicht mehr um ein bloßes Mönchsgezänk, als welches das Auftreten Luthers zuerst in Rom angesehen wurde, sondern um Sein oder Nichtsein. Blieben die kirchlichen Reformen bloß auf dem Papier stehen, dann war der Siegeszug des Protestantismus über das ganze Abendland nicht mehr aufzuhalten. Die kath. Kirche hatte aber den Ernst der Lage erkannt. Mit großem Eifer wurden die Beschlüsse des Trienter Konzils in den meisten Ländern rasch durchgeführt. Das zeigte sich bald in der besseren Ausbildung der Geistlichkeit und in der gründlicheren religiösen Unterweisung des Volkes. Gegen die Sittenlosigkeit, die da und dort selbst bei Geistlichen und in Klöstern vorkam, wurde scharf vorgegangen und so die Kirche von unsauberen Elementen gereinigt. Andererseits machten sich im Protestantismus bereits bedenkliche Zerfallserscheinungen bemerkbar, besonders durch den Streit der verschiedenen Lehrmeinungen (Lutheraner, Calviner, Zwinglianer usw.). Auch war nicht jeder protest. Landesherr ein würdiger Vorstand und nicht jeder protest. Untertan ein würdiges Mitglied seiner Landeskirche. So kam es, daß der Protestantismus um das Jahr 1570 seine größte Macht schon überschritten hatte. Die Stoßkraft des Katholizismus hatte sich sehr gestärkt, die des Protestantismus dagegen merklich geschwächt. Es war natürlich nicht zu erwarten, daß mit der Verkündigung der trident. Beschlüsse sogleich auch alle Klagen über das unsittliche Verhalten, das manche kath. Geistlichen an den Tag legten, aufhören würden. Alte Sünder werden auch durch Konziliumsbeschlüsse nicht gebessert. So hatte der Rat der Stadt Gmünd im Jahr 1583 und auch später noch ernsthafte Klage gegen einzelne kath. Geistliche zu führen. Ja, der Rat ließ sogar die ärgsten Frevler in den Turm werfen und dann ausweisen. Doch wurden die Klagen immer seltener: man spürte den Geist des Tridentinums.

In Gmünd starben 1565 die alten Vorkämpfer der kath. Sache, Bürgermeister Rauchbein und Stadtpfarrer Spindler. Rauchbein, der feine Diplomat, hatte es verstanden, bei aller Entschiedenheit die kath. Sache so zu vertreten, daß es zu keinen äußeren Verwicklungen kam. Seinen Nachfolgern fehlte das feine Fingerspitzengefühl. Sie gingen derber vor, ohne indessen in entscheidenden Augenblicken den Mut zu finden, ihren Worten die Tat folgen zu lassen. So schleppte sich der Todeskampf des Gmünder Protestantismus noch lange hin.

Das Entscheidende in diesem langen Kampf war die Auslegung des Augsburger Religionsfriedens vom Jahr 1555. Dieser bestimmte unter anderem:

1. Die Reichsfürsten des kath. und Augsburgischen Bekenntnisses haben gleiche Religionsfreiheit. Sie haben das Recht, in ihren Gebieten die Religion zu bestimmen. Wessen das Land, dessen die Religion.
2. **„Nachdem in vielen Frei- und Reichsstädten die beiden Religionen eine Zeithero in Gang und Gebrauch gewesen, so sollen dieselben auch fürohin also bleiben, auch derselben Frei- und Reichsstädte Bürger und Einwohner geistlichen und weltlichen Standes friedlich und ruhig bei- und nebeneinander wohnen und kein Teil des anderen Religion und Kirchengebräuche abtun oder ihn davon bringen."**

3. Die Untertanen, welche die Religion ihres Landesherrn nicht annehmen wollen, dürfen gegen Erlegung einer kleinen Nachsteuer ungehindert auswandern.

Für die Gmünder Verhältnisse kam zunächst der 2. Punkt, der Artikel XII des Augsburgischen Religionsfriedens, in Frage. Diesen legten sich die Gmünder und ihr Bischof, der Bischof von Augsburg, so aus: In Artikel XII des ARF. (Augsburger Religionsfriedens) ist nur die Rede von Städten mit gemischt religiöser Bevölkerung. Da in Gmünd zur Zeit des Abschlusses des ARF. die protestantische Kirche nicht anerkannt war, die Protestanten auch keinen Gottesdienst und keinen Pfarrer hatten, ist Gmünd als rein kath. Stadt aufzufassen. Für sie gilt also nicht der Artikel XII des ARF. Sie kann also nicht gezwungen werden, Protestanten in ihrer Mitte zu dulden.

Die protestantischen Stände aber waren der Ansicht, Gmünd müsse nach Art. XII des ARF. die Protestanten in seinen Mauern dulden. Nur den Fürsten sei es gestattet, die andersgläubigen Einwohner auszuschaffen.

Darum drehte sich der große Streit in den folgenden Jahren. Nach dem Tod Rauchbeins wurden die Protestanten hier noch längere Zeit milde behandelt. Das mag wohl daher gekommen sein, daß von den drei Bürgermeistern, die sich alle 4 Monate im Amt ablösten, zwei, nämlich Bletzger und Brauch, evangelisch gesinnt waren. Brauch hatte sogar eine evang. Frau (nach Wagner). Diese Zustände änderten sich aber unter Stadtpfarrer Jakobus Mayer, wohl nicht ohne Beeinflussung durch die Tridentiner Beschlüsse. Er weigerte sich, Kinder evangelischer Bürger zu taufen und lehnte als Taufpaten katholischer Kinder evangelische Bürger ab. Seine Vorgänger scheinen in diesen Dingen keine Bedenken gehabt zu haben. Dem Rat gefiel dieses strenge Vorgehen des Stadtpfarrers nicht, und er beschwert sich deswegen darüber bei dem neugewählten Bischof von Augsburg (Johann Egloff). Im selben Schreiben aber beklagt sich der Rat auch über das Zunehmen der Protestanten, über die zahlreichen Mischehen und darüber, daß die Protestanten zu evangelischen Pädikanten außerhalb der Stadt laufen. Zugleich berichtet der Rat, daß am 12. Januar 1574 beschlossen worden sei, den Besuch auswärtiger Abendmahlsfeiern bei einer Strafe von 20 Gulden zu verbieten und zu verlangen, daß jeder Bürger wenigstens einmal im Jahr das Abendmahl in der kath. Kirche empfange. Wer sich nicht füge, soll mit Verweisung aus der Stadt und dem Verlust des Bürgerrechts bedroht werden.

In seinem Antwortschreiben lobte der Bischof den Eifer des Rats für die kath. Sache und bittet, einige vertraute Männer zu mündlichen Verhandlungen nach Dillingen zu schicken. Auffallenderweise aber wird Stadtpfarrer Mayer ob seiner Strenge zurechtgewiesen. Dieser jedoch konnte den Befehl seines Bischofs, die Kinder protestantischer Eltern zu taufen, vor seinem Gewissen nicht verantworten und trat alsbald von seinem Amt zurück. Aber auch die übrigen hiesigen Geistlichen kamen dem Befehl des Bischofs nicht nach. Als sich später der Rat abermals darüber beim Bischof beschwerte, sandte dieser ein energisches Schreiben an die Gmünder Geistlichkeit. Als diese sich trotzdem nicht fügen wollte, erschien ein 2. Schreiben des Bischofs. Ob dieses mehr Erfolg hatte, ist aus den Akten nicht zu ersehen.

Zu den verabredeten Verhandlungen in Dillingen wurden Bürgermeister Bletzger, Städtmeister Holzwarth und Stadtschreiber Vischer gesandt. Der Bischof war der Meinung, der Rat möge mit den Protestanten vorerst nicht so streng verfahren, sondern versuchen, sie durch gutherzige, väterliche Ermahnungen zur kath. Religion zurückzuführen. Für die Zukunft sei es aber ratsam, Kaiser Karls 5. Wahlordnung streng zu handhaben. (Nach dieser konnte kein Bürger in den Rat aufgenommen werden, der nicht ein überzeugter Katholik war.) Ein jeder Ratsherr solle bei seinem Dienstantritt, der ganze Rat aber jedesmal zu Ostern ein öffentliches Glaubensbekenntnis auf Grund der Tridentiner Beschlüsse ablegen. Ein solches Glaubensbekenntnis soll auch zur Aufnahme in das Bürgerrecht zur Bedingung gemacht werden. Gegen diejenigen Bürger aber, die schon von der Irrlehre angesteckt seien, und trotz väterlicher Ermahnungen nicht zur kath. Kirche zuückkehren wollten, solle der Rat die durch die Reichsabschiede zulässigen Wege beschreiten (sie also ausweisen). (Forts. folgt)

Das Botenwesen im Bezirk Gmünd vor 100 Jahren

Von Hanns Baum

Wer an bestimmten Tagen in der Woche zu Stuttgart durch die breiteste Straße der Stadt geht, durch die obere Hauptstätterstraße, dem wird der lebhafte Verkehr dort auffallen, die vielen Lastwagen, mit Planen bedeckt, Kraftwagen, große und kleine, und wenn er näher hinsieht, erfährt er, daß es die Boten von auswärts sind, die Güter bringen und Güter holen. Bevor es in der engeren Heimat Eisenbahnen gab, vermittelten die Hauderer als Privatfuhrleute den Güterverkehr, während die amtliche Post auf bestimmten Kurswegen Personen und Sachen beförderte. Der Eilwagen, der täglich von Nürnberg nach Stuttgart fuhr und der auch Reisende von Gmünd mitnahm, so weit es noch Platz gab, brauchte von hier zur Landeshauptstadt sieben Meilen, nach damaliger Wegberechnung. Der Weg ging über Schorndorf–Waiblingen nach Stuttgart. Diese Eilwagen konnten zwölf Personen mitnehmen, und auf normalen Straßen legte er in 45 Minuten eine deutsche Meile zurück. Auf den Hauptstationen verweilte er etwa eine Stunde, auf den Nebenstationen nur 15 Minuten. Hatte der Reisende Gepäck bei sich, so durfte dieses ein bestimmtes Gewicht nicht überschreiten; es mußte mit der Adresse des Fahrgastes bezeichnet und Inhalt und Wert angegeben sein, weil die Postverwaltung dafür haftete. Brauchte also ein Eilwagen zu der Meile 45 Minuten, dann kann man sich denken, wie lange der Bote von Gmünd gebraucht hat, um die sieben Meilen zurückzulegen.

Unter solchen Umständen konnten die Fabrikanten und Kaufleute von Gmünd ihre Waren natürlich nicht einem Eilwagen mitgeben, und es ergab sich die Notwendigkeit, vertrauenswürdige Leute zu bestimmen, Gegenstände irgendwelcher Art nach der Residenz zu befördern. Als Stuttgart zur Grafenstadt erhoben worden war, wurde ein Botenverkehr zwischen der Stadt und den Landesteilen eingerichtet. Alle Behörden und Aemter hatten eigene Landboten, die jede Woche an einem bestimmten Tag entweder ein- oder zweimal mit ihren bedeckten Wagen nach Stuttgart fuhren, um Briefe, Gelder oder

aus: Gmünder Heimatblätter 5, 1932, S. 6-8, S. 107-108

am Palmsonntag selbst abermals zum Spital geführt zu werden. Bei diesem Zug trugen die Metzger Palmzweige. Dieser Vorzug der Metzger von den übrigen Zünften soll angeblich daher gerührt haben, weil sie 1546 dem Feind den geraubten Esel bei Gotteszell wieder abgejagt hatten. An einem solchen Zunftjahrestag hatten die Buben ihre größte Freude. Sie gingen in der Stadt herum und riefen z. B. am Jahrestag der Goldschmiede: „Gebet den Goldschmiedsbuben auch etwas zum Besten"! Das ersammelte Geld teilten sie unter sich aus. So machten es auch die Knaben aus anderen Zünften. Die Gesellen hielten nachmittags einen Umzug mit Musik in der Stadt herum und trugen dabei ihren Schild mit, den sie sonst in der Herberge hangen hatten.

Die Alt-Gmündischen Handwerks-Meister gingen an Werktagen mit ihren Schürzen bekleidet auf die Straße, die Schneider und Schuster in grünen, die Bäcker und Weißgerber in weißen, die Rotgerber in gelben und die Goldschmiedsmeister in schwarzen Schürzen. Im gesellschaftlichen Verkehr trug man Mantel und Degen und zwar die ledigen Burschen Mäntel von blauer Färbung, die Handwerksmeister schwarze mit Samtkragen. Die beiden Ratskonsulenten hatten rote Mäntel an. Nachdem diese alten würdigen Gebräuche allmählich abgehen wollten, wurde 1667 bestimmt, daß die Ratsherren wieder mit Mantel und Degen in die Sitzungen kommen sollen. Keine Jungfrau sollte ohne Kranz und kein Gesell ohne Mantel zum Tanze gehen — vergl. Oberamtsbeschreibung S. 258 —.

„Verachtet mir die Meister nicht
und ehret mir ihre Kunst!" (Hans Sachs)

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele) Forts.

8. 's Botzehardta Hans

Lange Zeit konnten die Gmünder den Verlust ihrer reichsstädtischen Herrlichkeiten nicht vergessen. Besonders schmerzte sie der Entzug der freien Jagd. Geradezu erbittert aber waren sie darüber, daß sie, die einstigen freien Bürger, zu Treibersdiensten herangezogen wurden. Darum machte es ihnen immer besonderes Vergnügen, den Jagdaufsehern ein Schnippchen zu schlagen und sich billiges Wild zu verschaffen. Das sahen die alten Gmünder nur als bescheidene Entschädigung für das „Unrecht" an, das ihnen von der württembergischen Regierung zugefügt worden war.

Von dieser Sorte der alten Gmünder war auch der Botzenhardta Hans. Er hatte einst eine kapitale Wildsau am Tierbach (bei der Dreifaltigkeit) aufgespürt und sie auch glücklich zur Strecke gebracht. Wie aber sollte das erlegte Wild in die Stadt hereingebracht werden? Die Torwächter waren streng verpflichtet, auf Wilddiebe scharf zu achten. Es hätte ihnen unweigerlich ihren Dienst gekostet, wenn sie in diesem Punkte saumselig gewesen wären. Doch unser guter Botzenhardt wußte Rat. Gegen Mittag ging er am Waldstetter Tor spazieren und wußte es so einzurichten, daß er mit dem

Torwart ins Gespräch kam. Dabei zeigte er eine ganz bekümmerte Miene. Der Torwart fragte ihn bald teilnehmend, was ihn drücke. Auf das hatte Botzenhardt nur gewartet. Er erzählte nun unter Seufzen und Klagen, daß seine Frau in letzter Zeit schwer erkrankt sei. Das Leiden sei so eigentümlich, daß er die größten Befürchtungen habe, seine Frau könne geisteskrank werden. Sie sei nämlich derart menschenscheu, daß sie geradezu aufschreie, wenn jemand zur Türe hereintrete. Der Arzt habe ihm geraten, sie an die frische Luft zu führen. Das allein könne vielleicht die Nerven beruhigen. Aber, meinte Botzenhardt, das gehe nicht gut wegen der großen Menschenscheu. Der Torwart riet nun, die kranke Frau vor das Tor hinauszuführen. Jetzt, zur Winterszeit, treffe man doch dort kaum einen Menschen. Das sei ein vernünftiger Vorschlag, meinte Hans; allein, es gehe doch nicht. Schon die Kontrolle des Schlittens am Tore lasse ihn für seine Frau das Schlimmste befürchten. Da sei z. B. der Wächter am Bockstore. Der sei so aufdringlich und übereifrig, daß er nicht wage, seine Frau durch dieses Tor zu führen, und auch der am Schmidtor sei nicht besser. Ja, meinte der Torwart, dann solle er die Frau doch durch sein Tor, das Waldstetter, führen. Er wisse ja nun, wie sich die Sache verhalte und wolle fern bleiben. Botzenhardt brachte zum Schein noch einige Wenn und Aber hervor; sein Herz aber jubelte. Nun zweifelte er nicht mehr am Gelingen seines Planes. Er gab dem Torwächter 3 Bätzner als Trinkgeld und ging nach Hause.

Spät am Mittag spannte er seinen Sesselschlitten ein, füllte einen Sack mit Hobelspänen, stülpte diesem eine große Betthaube auf und legte ihm einen Mantel um. Auch ein Schleier wurde nicht vergessen. Der Sack, seine neue Frau, wurde auf den Schlitten gesetzt, und nun gings im Trab zum Waldstetter Tor. Der Torwart ließ ihn unbehelligt hindurchfahren und rief ihm noch gute Wünsche auf den Weg nach. Hans fuhr mit seinem Schlitten eiligst zum Tierbach, schüttete die Hobelspäne aus und steckte dafür die Wildsau in den Sack. Inzwischen war die Dämmerung gekommen, und Hans fuhr mit seiner nahrhaften „Frau" zurück. Der Torwart hatte ihm schon zuvorkommend das Tor geöffnet und sich zurückgezogen. Die Wildsau war nun für Hans gerettet. Andern Tages dankte er dem Torwart nochmals für seine Freundlichkeit und konnte nicht genug versichern, wie wohltuend die abendliche Ausfahrt gewirkt habe. Seine Frau sei jetzt wieder ganz ruhig und wolle schon unter die Leute gehen. Des freute sich der biedere Torwart und er munterte Hans auf, noch öfters solche Ausfahrten zu machen. Botzenhardt versprach, im Bedarfsfalle wiederum seine Güte in Anspruch nehmen zu wollen.

Die Sache hatte sich aber nach einigen Wochen doch herumgesprochen. Forstmeister Hafner, ein baumlanger Mensch, der beim Reiten fast die Beine auf dem Boden schleifte, war wütend. Am liebsten hätte er Botzenhardt hinter Schloß und Riegel gebracht. Allein, von der Wildsau war nichts mehr vorhanden, und so fehlte das Corpus delicti. Aber einen Hagel von Schimpfwörtern und Flüchen mußte Hans über sich ergehen lassen. Die Folge war, daß Botzenhardt den [illegible] nicht mehr grüßte. So loderte ein stiller

Haß in den beiden Männern. Ein Bürger behandelte den Streitfall in der hiesigen Tageszeitung dichterisch und schloß:

„Weil ich (Botzenhardt) weiß des Anstands Regel,
mach ich keine Referenz dem Flegel (Hafner)!

Trotz dieser scharfen Worte hat Hafner nichts mehr gegen Botzenhardt unternommen; denn er merkte, daß Botzenhardt die Lacher und damit auch den Sieg auf seiner Seite hatte.

Veranstaltungen in Gmünd im Jahre 1932

19. März (Josefsfeiertag) im **Münster Aufführung des Männergesangvereins:** Missa in C-moll von Franz Liszt, für Männerchor u. Orgel
Im April **Landesversammlung des Schwäb. Sängerbundes**
Im April vom „Geigerring" Aufführung des „**Urfaust**" v. Goethe (Saalspiel)
Im Sommer **Freilichtspiele im Taubental** („Geigerring")
Am 15. Mai **Schwäb. Gesellentag** (kath. Gesellenvereine)
Am 19.—21. Juni **Verbandstag der Friseure Württembergs**
Am 16.—17. Juli **Bezirkssängerfest des Arbeitersängerbundes**

Es ist seither vielfach als Mangel empfunden worden, daß die inhaltlich recht wertvollen

Gmünder Heimatblätter

nur auf Zeitungspapier gedruckt, im Aussehen und in der Haltbarkeit beeinträchtigt wurden. Deshalb sollen für die Interessenten von jetzt ab die Nummern außerdem auf besserem Papier hergestellt werden. Alle Besteller erhalten die Nummern gegen eine geringe Gebühr von je 20 Pfennig zugesandt.

Bitte ausschneiden und in unsern Schalter werfen!

Bestellschein:

Der Unterzeichnete bestellt die im Jahr 1932 erscheinenden **„Heimatblätter"** auf besserem Papier zum Preis von 20 Pfg. die Nummer einschl. der Zustellungskosten.

Unterschrift: .....

Straße: .....

[Bitte Namen und Straße recht deutlich]

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. – Rotationsdruck der Remsbote-Zeitung

niselement, das auch in der „Auferstehung Christi" im kleinen Deckengemälde stark betont herausgearbeitet ist.

Der Hochaltar birgt das schönste dortige Bild, das in der schwer zu entziffernden Geistigkeit und malerischen Kraft geradezu als ein Glanzwerk des Spätbarocks zu bewerten ist. Zwei plastische, ältere Figuren vollenden die Stimmung dieses schönen Kirchenraums. **Adolf Bidlingmaier.**

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Von Albert Deibele

9. Eduard Schedel, 's graischt U'glück

Ein Mann voller Witz und Humor war Eduard Schedel. Er war Hochzeitlader und Lotfeiler. In den kleinen Geschäften, besonders da, wo Filigran gearbeitet wurde, wurde früher das sogen. Schlaglot verwendet. Das Lot wurde mit einer rauhen Feile zu feinen Spänen zerkleinert. Mit diesen wurde dann die Lötstelle bestreut. Bei seiner Arbeit wurde es Schedel immer heiß. Deshalb zog er sich meist ganz aus und bekleidete sich dann nur mit einer Schürze. Auf der Straße sah man ihn nie anders als mit der Mütze in der Hand.

Schedel handelte auch mit Sauerkraut. Im Remstalboten schrieb er aus: „Neues Sauerkraut empfiehlt: Eduard Schedel. Man geit viel!"

Schedel war der erste Besitzer eines Möbelwagens in hiesiger Stadt. Da stand einmal in der Zeitung: „Wer meinen Möbelwagen noch nicht benützt hat, der weiß gar nicht, was das Kommodes ist. Hat einer einen schönen Auszug, so sind die Möbel geschont; hat einer einen, den man nicht zu sehen braucht, so macht man einfach den Kasten zu. Auch kostet er nicht mehr als wie ein gewöhnlicher Pritschenwagen!"

Einen tollen Streich leistete sich Schedel einmal in der Fastnacht. Da sagte er zu seinem Arbeitskollegen, einem Mutlanger, er werde heute Mittag mit seinem Freund Eisele (Sauerle) ausreiten, er auf dem Fuchsen, Eisele auf dem Schimmel. „Du hast doch bloß einen Fuchsen", meinte der Mutlanger, „und dem fehlt das Futter." „Was weißt du von meinen Pferden," sagte Schedel, „du hast eben meinen Schimmel noch nicht gesehen. Mit dem Futter hast du allerdings recht. Deswegen will ich den Schimmel wieder wegtun. Ich brauche ihn auch nicht. Um ein paar Flaschen Wein kannst du ihn haben." „Eingeschlagen", meinte der Mutlanger, und er träumte schon, sich rasch von einem Kuhbäuerlein zu einem Roßbauern zu entwickeln. „Schließlich dachte er, „wenn der Gaul auch nicht viel taugt, ein paar Flaschen Wein ist er ungesehen wert!" Und nun rief der Mutlanger alle Arbeitsgenossen zu Zeugen des Kaufes auf. Dann sagte er: „Wann kann ich den Schimmel holen?" — „Heute mittag um 5 Uhr im Becherlehen! Da wollen wir gleich den Kaufpreis mit einander vertrinken!" — „Abgemacht!"

Nach dem Mittagessen zog Schedel seinen Fuchsen aus dem Stall und strich das Pferd auf der ganzen hinteren Hälfte mit Weißne an. Dann saßen Schedel und Eisele auf. Schedel ritt den „Fuchsen", Eisele den „Schimmel". Unter Singen ging es zum Schmidtor hinaus. Im Becherlehen kehrten sie

ein und stellten das Pferd sogleich in den Stall. In der Wirtsstube saß schon der Mutlanger, hatte aber vom Kommen der beiden nichts bemerkt. „Nun recht, daß Ihr Wort haltet," meinte er gutmütig, „wo ist der Schimmel?" — „Zuerst ein paar Flaschen Wein," sagte Schedel, „dann sollst du den Gaul sehen und kannst ihn dann gleich behalten." Der Mutlanger wollte anfangs nicht. Da aber Schedel den Kauf in Gegenwart des Wirts wiederholte, bezahlte schließlich der Mutlanger. Inzwischen hatte es zu regnen angefangen. Da schlich sich Eisele aus der Wirtsstube und stellte den angestrichenen Gaul unter die Dachtraufe. Langsam floß der „Schimmel" im Kandelgraben davon. Als der Mutlanger endlich sein Pferd besichtigen durfte, waren von seinem Kauf nur noch ein paar Kalkspritzer übriggeblieben. Lachend boten Schedel und Eisele Sühne. Diese wurde auch sofort auf Kosten der beiden Missetäter in Wein reichlich erstattet. Als in später Abendstunde Eisele und Schedel auf dem Fuchsen schwer beladen heimritten, meinte der Wirt: „Heute mittag sind zwei auf einem halben Schimmel und einem halben Fuchsen angeritten gekommen, jetzt aber reiten vier auf einem Fuchsen weg."

Während ich die bis jetzt mitgeteilten „Erinnerungen" meist Herrn Graveur Alois Seybold verdanke, stammen diese und die nun folgenden von Herrn Widmann (Beinle).

10. Der Tura-Bartle

Sein eigentlicher Name war Debler. Vielleicht hat sein Vorname ihm zum Bartle verholfen. Wer will dies aber heute noch sagen! Bartle hauste mit seiner zahlreichen Familie auf dem Schmidturm. Er hatte einen zottigen Krauskopf, der meist unter einer schmierigen Pelzmütze halb verborgen war. Ein starker, ungepflegter schwarz-grauer Vollbart umrahmte das Gesicht wie eine Mähne. Die Beine steckten in ledernen Reithosen, die an den Knöcheln zugebunden waren. So sah er mehr einem verwegenen Polacken gleich, als einem ehrsamen Gmünder. Ebenso zottig wie sein Herr waren der Hund und das Pferd, der stadtbekannte Zampa. Dieser kam so müde und abgespannt daher, daß man glauben konnte, er müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Alle drei, der Bartle, der Hund und der Zampa paßten gut zusammen. Das Pferd brauchte Bartle zu seinem Lumpen- und Knochenhandel. Stallung und Lagerraum bildeten eine elende Bretterbude, die sich Bartle hinter dem Friedhof selbst zusammengezimmert hatte. So wild Bartle aussah, so gutmütig war er in seinem Wesen. Das zeigte sich namentlich auch in der Liebe, mit der er an seinem Zampa hing. Er behandelte ihn stets so freundlich, als ob er zur Familie gehören würde.

Einmal fuhr Bartle mit seinem Zampa die Baldungstraße entlang. In der Nähe des Wasserturms blieb Zampa vor Erschöpfung stehen. Es war gerade Mittagszeit. Die zahlreichen Arbeiter, die an dem Fuhrwerk vorbeikamen, trieben ihren Spott mit dem Pferd. Bartle aber streichelte gutmütig seinen vierbeinigen Freund und sagte freundlich zu ihm: „Komm, Zampa, zuih! Guck, dia Goldschmied lachet de aus! 's ischt a Schand für mi wie für di. Komm, Zampa, zuih!" Auf diese liebevollen Worte hin fing Zampa wieder an zu ziehen.